

SUPERVISION

Theorie – Praxis – Forschung

Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift
(peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

in Verbindung mit:

Univ.-Prof. Dr. phil. **Jörg Bürmann**, Universität Mainz

Prof. Dr. phil. **Wolfgang Ebert**, Dipl.-Sup., Dipl.-Päd., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dipl.-Sup. **Jürgen Lemke**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Michael Märtens**, Dipl.-Psych., Fachhochschule Frankfurt a. M.

Dr. phil. **Robert Masten**, Department of Psychology, Faculty of Arts, University of Ljubljana, Slovenia

Univ.-Prof. Dr. phil. **Heidi Möller**, Dipl.-Psych., Universität Kassel

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Alexander Rauber**, Hochschule für Sozialarbeit, Bern

Ireen Ruud, MSc., Høgskolen i Buskerud, Norwegen

Dr. phil. **Brigitte Schigl**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Wilfried Schley**, Universität Zürich

Dr. phil. **Ingeborg Tutzer**, Bozen, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

www.fpi-publikationen.de/supervision

SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung

Ausgabe 12/2005

Rollentheorien, Rollenkonflikte, Identität, Attributionen - Integrative und differentielle Perspektiven zur Bedeutung sozialpsychologischer Konzepte für die Praxis der Supervision

Monika Heuring, Anzing, Hilarion G. Petzold,
Düsseldorf/Amsterdam***

* Aus dem Studiengang Supervision, Zentrum für IBT, Faculty of Human Movement Sciences, Free University Amsterdam.

** Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen - Master of Science-Studiengang, Department für psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems - Studiengang Supervision, Zentrum für IBT, Faculty of Human Movement Sciences, Free University Amsterdam.

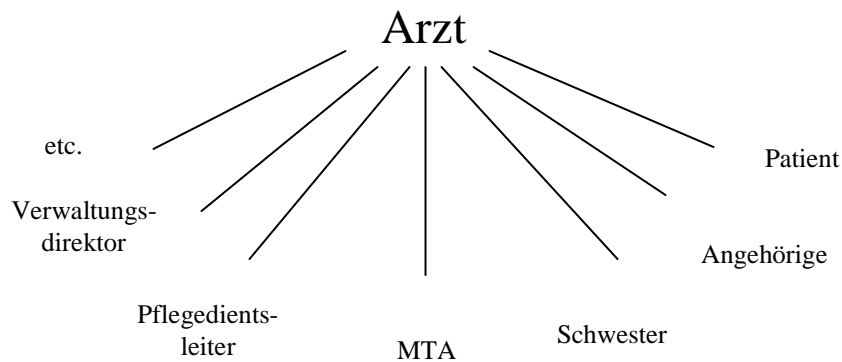
1. EINLEITUNG	3
2. DER ROLLENBEGRIFF UND ROLLENTHEORIEN	5
2.1. ROLLENBEGRIFF IN DER KULTURANTHROPOLOGIE	5
2.1.1 <i>Rollenbegriff bei Linton</i>	5
2.2 DER ROLLENBEGRIFF IN DER SOZIOLOGIE	6
2.2.1 <i>Rollenbegriff bei Parsons</i>	8
2.3 DER ROLLENBEGRIFF IN DER SOZIALPSYCHOLOGIE	8
2.3.1 <i>Der Rollenbegriff bei Georges Herbert Mead</i>	9
2.4 DER ROLLENBEGRIFF IN DER PHÄNOMENOLOGIE	11
2.4.1 <i>Der Rollenbegriff bei Plessner</i>	11
2.5 DIE ROLLENTHEORIE VON J. L. MORENO	12
2.6 DIE INTEGRATIVE ROLLENTHEORIE VON H.G. PETZOLD	15
2.6.1 <i>Das Modell einer integrativen Rolle</i>	17
2.6.2 <i>Das Konzept des Rollenselbst</i>	19
3. KONZEPTE ZUR INTEGRATIVEN PERSÖNLICHKEITSTHEORIE VON HILARION PETZOLD	22
3.1. BÜHNE UND METASZENE	23
3.2 LEIB UND ROLLE – SZENE UND STÜCK	24
3.3 ICH UND IDENTITÄT	26
3.4 KONSTITUIERUNG VON IDENTITÄT DURCH DAS KO-RESPONDENZMODELL	27
4. ROLLENKONFLIKTMODELLE	29
5. KAUSALATTRIBUTION UND KONTROLLÜBERZEUGUNGEN	30
5.1 BEGRIFFSERKLÄRUNGEN	31
5.1.1 <i>Kausalattribution</i>	31
5.1.2 <i>Kontrollattribution</i>	31
5.2 THEORIEN DER KAUSALATTRIBUTION	31
5.2.1 <i>Attributionstheorie nach Heider</i>	31
5.2.2 <i>Die Attributionstheorie nach Kelly</i>	33
5.2.3 <i>Dimensionen der Kausalattribution</i>	35
5.2.4 <i>Spontanes kausales Denken</i>	37
5.2.5 <i>Attributionsprinzipien und Attributionsprozesse</i>	37
5.2.6 <i>Der Attributionsprozess</i>	41
5.2.7 <i>Kontrolle und erlernte Hilflosigkeit</i>	42
5.2.8 <i>Hilflosigkeit als Attribution</i>	43
5.2.9 <i>Der Attributionsstil nach Seligman</i>	45
6. DAS ROLLENKONZEPT IN SEINER BEDEUTUNG FÜR DIE PRAXIS DER SUPERVISION	45
6.1 DER BEGRIFF SUPERVISION IM INTEGRATIVEN ANSATZ	49
6.2 DIE HANDHABUNG DER PROFESSIONELLEN ROLLE	51
7. LITERATUR IN AUSWAHL	57

1. Einleitung

Hilarion Petzold

Diese Thematik ist wesentlich, weil es in supervisorischen Prozessen neben anderem unausweichlich um die Arbeit mit Statusgefügen, Positionen, Rollen, Rollenkonfigurationen und Rollenkonflikten geht. Eine solide Kenntnis klassischer und moderner Rollentheorien und weiterführender Theorientwicklung hin zu Identitäts- und Attributionstheorien ist deshalb unverzichtbar. Und genau diese findet man im Feld der deutschsprachigen Supervision nicht, sondern – wenn überhaupt – einen in der Regel unfundierten Gebrauch von Rollenkonzepten die Theateranalogien sind, nicht aber theorie- und forschungsgestützte Verwendung sozialpsychologischer und soziologischer Rollentheorie. So wird in souveräner Ignoranz ubiquitär von „Rollenberatung“ gesprochen, als ob man eine Rolle beraten könne. Eine Person, ja, einen Statusträger, natürlich - mit Blick auf Rollen, die er übernommen hat. Da würde der Begriff Sinn machen, wenn er eine klar deklarierte Referenz zu ausgearbeiteten Rollentheorien hätte. Aber das ist nicht der Fall. Stattdessen findet sich sogar in offiziellen Texten etwa der „Deutschen Gesellschaft für Supervision“ (DGSV, Informationsbroschüre) das ominöse Konzept einer „Rollenberatung“ in einer gänzlich „unsupervisorischen“ Perspektive – nämlich den konfigurativen Charakter von Rollen negierend, trotz allen Geredes von der Struktur „Person, Institution, Rolle“, durch die supervisorisches Handeln bestimmt sei.. Es wird in der supervisorischen Fachliteratur und in der supervisionskasuistischen Literatur der supervisorischen Fachzeitschriften (integrativ-supervisorische Publikationen ausgenommen) nirgendwo - systematisch gar - auf das forschungsgestützte rollentheoretische Wissen über Rollenkonflikte zurückgegriffen, relevante Literatur zu diesen Fragen wird nie zitiert und Rollentheorie und -forschung wird offenbar soweit sich aus den Curricula ersehen lässt auch in der Mehrzahl der Supervisionsausbildungen nicht vermittelt. Der Referenzrahmen für die Konfiguration „Person, Institution, Rolle“ oder „Rollenberatung“ bleibt völlig im Vagen – pseudofachliches Salbadern, wie man es ähnlich bei der Verwendung des Identitätskonzeptes in der supervisorischen Literatur findet etwa in fachverbandlichen Strategiebegriffen wie „*supervisorische Identität*“, die man natürlich nur über die Mitgliedschaft in dem richtigen Fachverband findet (auch wenn die Supervisoren im Feld das nicht unbedingt so sehen, Petzold, Oeltze, Ebert 2002a; Petzold et al. 2000b). Einen fundierten Bezug auf wissenschaftliche Identitätstheorien findet man in der supervisorischen Fachliteratur und im supervisorischen Feld genauso wenig wie einen qualifizierten Bezug auf die Rollentheorie (van Wijnen, Petzold 2003). Wie aber will man denn, wenn man z.B. eine Führungskraft – einen Abteilungsleiter, Dienststellenleiter usw. – supervidiert oder „coached“ arbeiten, wenn man den *Status*/die *Position* der Person, die *Rollenkonfigurationen*, in denen diese Person als Status-/Positionsinhaber steht, nicht klar im Blick hat und einschätzen kann, keinen soliden begrifflichen Apparat (vgl. hier Absch, 6) und organisationssoziologischen Rahmen hat, mit dem Supervisanden/Coachee seine Situation zu reflektieren?

Ein Arzt mit dem *Status* des „Oberarztes“ – Status, denn er arbeitet in einer „Institution“ mit einer klaren Statushierarchie –, spielt die „*Arztrolle*“ in einer multiplen *Rollenkonfiguration*.



Es ist diese **Rollenkonfiguration**, die aus supervisorischer Sicht interessant ist, verstanden und antizipiert werden muss, um zu Strategien zu finden, die das Handeln im **System der Rollen** beeinflussen können.

Es ist befremdlich und ärgerlich zu sehen, mit welcher sozialwissenschaftlichen Ignoranz weite Teile der supervisorischen „Szene“ als Szene von Experten für soziale Situationen mit dem Rollenkonzept umgeht. Der „Integrative Ansatz“ der Supervision und Therapie hat seit seinen Anfängen einer soliden rollentheoretischen Verortung große Aufmerksamkeit geschenkt (Petzold, Mathias 1982, Schreyögg 1991).

Aus diesem Grund ist es wichtig, dass Studierende der Supervision sich mit den Rollentheorien gründlich auseinandersetzen, denn sie sind keineswegs ein „überholtes“ Paradigma – zumal für die Supervision nicht – obgleich Attributions- und Identitätstheorien in wichtigen Aspekten neue Perspektiven eingebracht haben (Petzold 1996 j, 1998 h, 20001 p; Eichert, Petzold 2002b, c).

Die psychodramatische Supervision (Buer 2001) hat den Rollenbegriff in seiner aktionalen Umsetzung über das Psychodrama in der Supervision, genauer in der „psychodramatischen Supervision“, gepflegt und verbreitet. Entwickelt hat sie ihn leider wenig. Besonders blieb sie auf die *Moreno*-Tradition mit ihrem dramatischen Rollenbegriff begrenzt, ohne die übrigen rollentheoretischen Entwicklungen zu rezipieren. Hier besteht Bedarf für eine breitere Sicht, wobei die *Moreno*-Perspektive (Petzold, Mathias 1982) unverzichtbar bleibt.

Der vorliegende Text hat deshalb das Ziel, *supervisionsrelevante* rollentheoretische Konzepte aus einer *differentiellen* Perspektive (es gibt ja verschiedene rollentheoretische Traditionen) und einer *integrativen* Sicht (diese unterschiedlichen Traditionen gilt es, zu konnektivieren, zusammenzuführen, gezielt zu nutzen) in kompakter Form für Supervisoren vorzustellen., um die Erträge der Rollentheorie für die Praxis der Supervision besser nutzbar zu machen. Die Rollentheorie ist nämlich keineswegs ein veraltetes sozialpsychologisches Paradigma, abgelöst etwa von der Identitätstheorie, vielmehr steht diese auf dem Boden rollentheoretischer Überlegungen und Identitätstheorie braucht immer wieder gerade in anwendungsorientierter Hinsicht den Rekurs auf das identitätsstiftende Rollenhandeln. Weiterhin sind die derzeit sehr aktuellen Performanztheorien (Guest 1997; Hale 1998; Lorenz, Opitz 2001; Petzold, Engemann, Zacher 2003; Rummler, Brache 1995) letztlich auch auf rollentheoretische Konkretionen angewiesen. *Performanz* heißt, in Rollen handeln, durch Rollenhandeln Lernen. Rollentheorie muss natürlich auch die Entwicklungen in der Sozialpsychologie durch Attributions- und Kontrolltheorien nutzen, denn hier liegen wichtige

Ergänzungen. Deshalb wird in dieser Arbeit auch auf diese Theorien kurz eingegangen, denn sie will Kolleginnen im Felde der Supervision für diese Theorie- und Forschungsstände interessieren, die in so befremdlicher Weise vernachlässigt worden sind und werden, nicht zuletzt von den Ausbildungsinstituten, aber auch von den Fachverbänden, die sich mit *inhaltsleeren* Formalstandards begnügt haben, ohne sich wirklich darum zu bemühen, die inhaltliche Substanz der Disziplin und Praxeologie „Supervision“ voranzutreiben. Hier bleibt noch viel Arbeit zu tun, was im Rahmen eines Professionalisierungsprozesses auch eine ganz natürliche Entwicklung ist.

Mir ist es ein Anliegen zu diesen Entwicklungen beizutragen: einmal durch die Initiierung von Forschungsvorhaben im Bereich der Supervisionsforschung (z. B. Petzold, Schigl et al. 2003; Gottfried, Petitjean, Petzold 2003; Müller, Petzold, Schreiter 2005), zum anderen durch Anregung von Studierenden der Supervision sich in ihren Leistungsnachweisen und Diplom- und Masterarbeiten mit relevanten sozialpsychologischen und sozialwissenschaftlichen Theorie- und Forschungsständen auseinanderzusetzen und sie mit meiner Betreuung, Unterstützung, Mitautorenschaft für den supervisorischen Bereich zu erschließen und fruchtbar zu machen. Leistungsnachweise und Texte zum Thema „Identität“ (van Wijnen, Petzold 2003), zum Thema „Performanz“ (Petzold, Engemann, Zachert 2003) zur Begriffsgeschichte von Supervision (Edlhaimb-Hrubec, Schuch 2004) oder auch der vorliegende Text zur Rollentheorie (Heuring, Petzold 2004) können hier als Beispiels stehen, Arbeiten, die zumeist in der Internetzeitschrift „Supervision“ publiziert werden

2. Der Rollenbegriff und Rollentheorien

Der Rollenbegriff ist für die soziologische und sozialpsychologische Tradition von großer Bedeutung, weil über den Begriff der Rolle das Verhältnis von Individualität und Sozialität zu erklären versucht wird (vgl. Petzold, Mathias 1982, Schreyögg 1991, S. 258). Er hat deshalb für sozialinterventives Handeln, das häufig mit Sozialisationschäden befasst ist, mit den Auswirkungen von prekären Lebenslagen, mit Genderproblemen (Männer-/Frauenrollen) erhebliche Bedeutung, für Sozialarbeit und Erwachsenenbildung, für Sozial- und Heilpädagogik (Bereiche, die auch eigenes rollentheoretisches Schrifttum hervorgebracht haben) und natürlich für Psycho- und Soziotherapie, das heißt aber auch für Supervision. Die Diskussionen und Erträge der Soziologie und Sozialpsychologie müssten deshalb von den interventionsorientierten Disziplinen aufgegriffen und im Hinblick auf praxeologische Arbeit ausgewertet werden.

Mit den nachfolgend aufgeführten Rollenansätzen soll aufgezeigt werden, wie versucht wurde, die mit den Fragen um Individualität und Sozialität verbundenen Probleme theoretisch zu umfassen, um Supervisoren für die Fruchtbarkeit dieser Ansätze zu sensibilisieren.

2.1 Rollenbegriff in der Kulturanthropologie

2.1.1 Rollenbegriff bei Linton

Den Rollenbegriff beschreibt in der amerikanischen „cultural anthropology“ erstmals Ralph Linton (1936). In seinen späteren Arbeiten (1945) definiert er Rolle als die „Gesamtheit von Kulturmustern, die mit einem bestimmten Status verbunden sind“ (vgl. Wiswede 1977, 11). Mit seiner Begriffsbestimmung umfasst er damit Einstellungen, Wertvorstellungen und

Verhaltensweisen, die jedem Inhaber eines sozialen Status von der Gesellschaft zugeschrieben werden.

Entscheidend für den kulturanthropologischen Rollenbegriff ist die Identifizierung sozialer Rollen mit einem ganz bestimmten Interaktionsverhalten, welches bestimmte „Rechte“ und „Pflichten“ des Rolleninhabers berücksichtigt, die mit einem sozialen Status verknüpft sind.

Die weitere Unterscheidung nach zugeschriebenen und erworbenen Merkmalen (*ascribed* vs. *achieved*) geht ebenso auf Linton zurück, wobei zu den ersteren gewisse Anlagefaktoren (z.B. Mentalität, in gewissem Ausmaß auch Intelligenz) sowie bestimmte unveränderbare Bedingungen (z.B. Herkunft, ethnische Zugehörigkeit usw.) gehören und zu den letzteren Merkmale, die das Individuum (in gewissen Grenzen) selbst manipulieren kann, und diese meistens im Zusammenhang mit bestimmten Leistungskriterien (z.B. Wissen und Bildung) stehen (Wiswede 1977, 11).

Diese doch sehr kategorische Unterscheidung der Erscheinungsformen, sozialer Status mit den daraus resultierenden Rollenrechten und Rollenpflichten, gilt es zu hinterfragen, da zwischen den zugeschriebenen und erwerbbaaren Statusmerkmalen in der Regel ein enger Zusammenhang besteht. Wiswede verweist hier auf die Arbeit von Tumin (1975) zum Thema Schichtung und Mobilität und sieht den Zusammenhang darin, dass der Umkreis des zunächst zugeschriebene Status entsprechend den Vorstellungen, wie sie später Talcott Parsons in seinen „pattern variables“ entwickelte, je nach Gesellschaft variieren kann und sich auch durch soziale Veränderungsprozesse verändert (ebd. 1977, 11). Das bedeutet, dass das Rollengewicht im Hinblick auf askriptive oder erwerbbaare Statuskomponenten kulturspezifisch verlagert werden kann. Zuschreibung und Erwerb sind miteinander verschlungene Mechanismen der Positionierung.

Je weniger Wert eine Gesellschaft auf die askriptiven Merkmale legt, desto höher wird in diesem Sozialsystem die vertikale Mobilität (Gesellschaften mit besonderer Betonung von Mobilitätsnormen) sein, sofern genügend Positionen zur Verfügung stehen, und desto häufiger wird es auch zu Verzerrungen im Statusgefüge (Statusinkonsistenz) kommen, da die einzelnen Statusfaktoren in unterschiedlichem Maße variierbar sind.

Wiswede (1977) betont hier, dass die Kulturanthropologie jenseits der begrifflichen Fragen, das Rollenkonzept dazu verwendet, die Relativität sozialer Wertesysteme und die weitgehend interkulturelle Beliebigkeit von Rolleninhalten festzustellen.

Für die empirische Untersuchung studierten die Kulturanthropologen in erster Linie „primitive“ (schriftlose) Kulturen. Die von Linton bevorzugte Sprachregelung konnte in diesem Zusammenhang als eher stimmig betrachtet werden, doch für komplexere Sozialbeziehungen wird eine stärkere Differenzierung für notwendig erachtet.

Die substantiellen Ergebnisse aus diesem Forschungsbereich deuten darauf hin, dass es keine universale menschliche Natur gibt und dass verschiedene Gesellschaften unterschiedliche kulturelle Strukturen entwickeln, um in funktional angemessener Weise Probleme der praktischen Lebensbewältigung sowie des sozialen Wertempfindens zu lösen.

Für Lintons Rollenbegriff bilden die jeweiligen konkreten Verhaltensmuster („real culture patterns“) den Charakter eines Idealtypus („ideal cultural patterns“). Hiermit wurde eine Entwicklung eingeleitet, die für die systemorientierte Soziologie bedeutend war. Gleichzeitig entwickelte sich daraus in gewisser Weise der Ausgangspunkt für eine *restriktive*

Sichtweise, die die Variationsbreite faktischer Verhaltensweisen zugunsten des als „typisch“ Angesehenen einengt. Wiswede führt weiter aus, dass durch die schnelle Einebnung des Begriffsinhaltes von „Rolle“ sowie der Verzicht auf die Thematisierung der Konsensusproblematik es zu einer Blockierung der Untersuchung spezifischer Verteilungsformen von Rollenerwartungen und Rollenerfüllungen kam.

Damit habe sich die amerikanische „cultural anthropology“ wesentliche Aspekte des empirischen Zugangs zur Rollenproblematik verbaut (vg. Wiswede 1977,14).

2.2 Der Rollenbegriff in der Soziologie

Der spezifisch soziologische Rollenbegriff wird trotz der Verwendung des Begriffs der sozialen Rolle durch Georg Simmel (1908, Petzold, Mathias 1982) auf den Ansatz von Ralph Linton zurückgeführt (vgl. Wiswede 1977, 14). Eine weitere soziologische Tradition, wie der unter phänomenologischen Gesichtspunkten erarbeitete „Symbolische Interaktionismus“ verweist auf den Rollenbegriff von George Herbert Mead (1934)).

Darüber hinaus tauchen in der soziologischen Literatur eine ganze Reihe von unterschiedlichen Rollenkonzepten auf. Wiswede greift hier einige, seiner Meinung nach wichtigen Ansätze, heraus und gliedert diese in zwei Kategorien:

1. Im normativen Konzept geht es bei der sozialen Rolle um ein faktisches Verhalten oder um bestimmte Sollvorstellungen, z.B. Verhaltensnormen. Hier definiert sich Rolle als *Teilklass* von **Erwartungen**, die gegenüber dem Inhaber bestimmter sozialer *Positionen* bestehen (so bei Gross, Öeser/Harary, Biddle/Thomas u.a.).
2. Das behaviorale Konzept bezeichnet Rolle als **Verhalten**, das gegenüber anderen Positionsinhabern in einer sozialen Struktur geäußert wird (sinngemäß bei Davis, Merton, Emmerich u.a.).

Unter Sozialwissenschaftlern wird heute in weitestgehender Übereinstimmung das Rollenkonzept im normativen Sinn verwendet, ebenso auch von den Sozialpsychologen (ebd. 16). Es gibt zwar dazu keine einhellige Bestimmung, dennoch orientiert man sich an einem „positionalen“ Rollenkonzept. Lintons **Status**begriff wird durch die neutrale Bezeichnung der **sozialen Position** ersetzt und hier verweist Wiswede (1977, 16) auf eine Arbeit von Theodor Newcomb (1950), in der dieser Vorschlag gemacht wurde und worauf diese Orientierung zurückzuführen ist.

Die Verlagerung des Statusbegriffs beinhaltet zwei Schwerpunkte: einerseits wird Status heute zunehmend mehr als sozial-relevantes Merkmal von Personen (also nicht Merkmal sozialer Strukturen) verstanden (wobei natürlich gesehen werden muss und im Integrativen Ansatz gesehen wird, dass Personen in soziale Strukturen eingebunden sind, Petzold 1974), , andererseits wird versucht, mit diesem Begriff die Merkmale zusammenzufassen, die „werthaltig“ sind, mit denen Individuen Vorstellungen von „besser“ oder schlechter“, „höher“ oder „tiefer“ verbinden.

Von der Problemstellung ausgehend, ob unter **Rollen** festgelegte, vordefinierte und weitgehend formalisierte Verhaltensschemata zu begreifen sind (so: Oeser/Harary, Kahn, Parsons u.a.) oder solche Sachverhalte, die in *aktuellen Interaktionssequenzen erst eingespielt und entwickelt werden müssen* (so: Turner, Blumer, Krappmann u. a.) hat die interaktionistische Schule der Soziologie dem vorherrschenden *formalistischen* Rollenkonzept ein *interpretativen* Rollenbegriff gegenübergestellt (vgl. Wiswede 1977, 17).

Der interpretative Rollenansatz, der auf Georg Herbert Mead zurückzuführen ist und explizit von Turner ausformuliert wurde, knüpft an die theateranaloge Verwendung des Rollenbegriffes an und betont das *improvisatorische Moment* des Einübens und Ausbalancierens dieser Rollenmuster (ebd. S.17) – es wird damit schon in eine Richtung gewiesen, die später „balancierende“ Identitätsmodelle nehmen sollten (Petzold, Mathias 1982, Petzold 2001p).

Wiswede (1977, 17) schlägt vor dem Hintergrund dieser kontroversgeführten Standpunkte zu Inhalt und Funktion des Rollenbegriffes nachfolgende Definition vor: „*Rollen sind relativ konsistente, mitunter interpretationsbedürftige Bündel von Erwartungen, die an eine soziale Position gerichtet sind und als zusammengehörig perzipiert werden*“ .

Aus seiner Sicht verändert diese Definition ihren sachlichen Inhalt nicht, wenn an die Stelle des Erwartungsbegriffs der Begriff der sozialen Norm (so: Rommerveit) oder der einer Ansammlung von Rechten und Pflichten (so: Linton) tritt.

Denn sowohl Normen und Erwartungen als auch Rechte und Pflichten beschreiben grundsätzlich, wie sich Personen in bestimmten Positionen verhalten „sollten“. Hier fügt Wiswede noch hinzu, dass bei der genannten Definition noch wichtige Fragen offen sind. Es sei künftig genauer zu klären, um welche Erwartungen es sich genau handelt und wie soziale Rollen gemäß der o.g. Definition operationalisiert und empirisch gemessen werden können.

2.2.1 Rollenbegriff bei Parsons

Ein klassischer Lösungsversuch, in dem der Rollenbegriff das Verhältnis von Individualität und Sozialität zur erklären versucht, stammt von Talcott Parsons (vgl. Schreyögg 1991, 259). Ausgehend von der kulturanthropologischen Fassung des Begriffs von Linton (1947) beschreibt er Gesellschaften als spezifisch strukturelle Gebilde und stellt fest, dass, unabhängig von den konkreten Mitgliedern, „soziale Orte“ gegeben sind, die mit bestimmten Rechten und Pflichten ausgestattet und überdauernd gedacht sind.

Diese jeweiligen „Positionen“ mit unterschiedlichen Bewertungskategorien werden vom jeweiligen Interagierenden als „Rolle“ ausgestaltet.

In der Verwendung von psychoanalytischen Konzepten beschreibt Parsons das Verhältnis des einzelnen gegenüber solchen strukturellen Sozialsystemen. Er postuliert, dass über Identifikation eine fortlaufende Übernahme von Werten und Normen des umgebenden Sozialsystems beim Positionsinhaber erfolgt (vgl. ebd. 1991, 260). Der äußere Rahmen, das „*culture system*“, bildet den normativen Hintergrund, welches sich das einzelne Individuum, das „*personality system*“, fortlaufend zu eigen macht.

Wie bei Freud im Prozeß der Über-Ich-Bildung geht auch Parsons davon aus, dass das einzelne Individuum im Verlauf dieses Prozesses eine fortlaufenden Befriedigung erhält.

Als „*social system*“ bezeichnet Parsons das Handeln aufeinander bezogener Personen. In diesen Interaktionssituationen entstehen vor dem Hintergrund des „*culture system*“ gegenseitige Befriedigung und fortlaufende gegenseitige Stabilisierung mit zunehmend verfestigteren Handlungsmustern, die mit den Intentionen des jeweiligen Individuums zunehmend kompatibler werden. Dieser Vorgang wird von Parsons als „*Institutionalisierung*“ bezeichnet (vgl. ebd. 1991,260).

Parsons (1951, zit.n. Schreyögg 1991, 260) Konzept der „Rolle“ versteht sich als ein „Komplex von Verhaltenserwartungen, die von komplementären Interaktionspartnern an das jeweilige Gegenüber gestellt und von diesem zunehmend bereitwilliger, zum Schluss sogar nahtlos eingelöst werden“. In dieser Konzeption wird die Dichotomisierung zwischen

Individuum und Gesellschaft aufgehoben, wobei die Möglichkeit des normveränderten Handelns nicht miterfasst wird.

2.3 Der Rollenbegriff in der Sozialpsychologie

In der Sozialpsychologie wird der Rollenbegriff in unterschiedlicher Schattierung bearbeitet. Der Rollenaspekt der Positionsverfestigung wird nur in der Organisationspsychologie thematisiert. Wiswede (1977, 19) verweist hier auf March/Simon, 1958 und Irlé, 1975. Hier wird betont, dass bei hoher Technisierung und Automatisierung die System- und Prozesssteuerung durch strikte Rollenfestlegung erfolgt und von variierenden Verhaltensmustern unabhängig wird.

In den meisten sozialpsychologischen Schriften steht jedoch das Individuum als „Rollenspieler“ im Vordergrund. Perspektivisch richtet man hier das Augenmerk auf das *handelnde Subjekt*, das auf bestimmte Rollenerwartungen in je spezifischer Weise reagiert. Die Bereiche, wie das *soziale System* oder die *soziale Struktur*, werden hier – anders als in der Soziologie – eher vernachlässigt. Da aber Supervision mit beiden Realitäten, der persönlich-individuellen und der sozial-strukturellen (in Organisationen und Institutionen z. B.), zu tun hat, braucht sie beide Perspektiven, was in einem supervisionsrelevanten Rollenkonzept Berücksichtigung finden müsste.

Sehr frühzeitig entwickelte sich eine Tradition des Verständnisses von Rolle, die insbesondere die Erforschung von Rollen-Änderungsfähigkeit (Moreno) zum Gegenstand hat. Es handelt sich hier um das Denkmodell, das die Metapher des Theaterspiels verwendet, bei der der Mensch als „*Schauspieler im Spiel des Lebens auf der Bühne der Welt*“ (Petzold 1982o) in eine bestimmte Rolle schlüpft und eine andere abstreift.

Entscheidend ist hier die Auffassung, dass rollenspezifische Muster nur zeitweise und peripher das Verhalten prägen und diese jederzeit abgerufen und abgelegt werden können, sowie die Annahme, dass es im Erleben des Rollenträgers ein von der Rolle abzuhebendes „Selbst“ oder eigentliches „Ich“ gebe (ebd., S. 20). Moreno selbst indes vertrat die Auffassung, dass das Selbst aus Rollen hervorgehe (Petzold, Mathias 1992).

Die Schule des „symbolischen Interaktionismus“ führte diese Traditionsform weiter und thematisierte Begriffe wie *Selbst*, *Ich*, *Ich-Identität*, Rollenidentität usw. In der Moreno-Schule wurde von Petzold auf eine konzeptuelle Erweiterung in die Richtung gearbeitet (ebenda).

2.3.1 Der Rollenbegriff bei Georges Herbert Mead

Mead knüpft mit seiner Rollentheorie an die „Bühnenmetapher“ an und stellt den Bezug zum Theater her. Davon ausgehend ordnet er den Rollenbegriff seinen sozialanthropologischen bzw. sozialphilosophischen Entwürfen zu (vgl. Petzold 1982a, 22).

Er beginnt seine Entwicklung des Rollenbegriff im Gegensatz zu Parsons auf der Mikro-Ebene bei der aktuell sozialen Situation interagierender Personen.

Mead (1993, 26) verbindet sein Rollenkonzept idealerweise mit seinem Identitätskonzept. Er sieht das unterschiedliche Merkmal der Identität in der Fähigkeit des denkenden Organismus, sich selbst Objekt zu sein. Der Mechanismus, durch den dies – aus der Sicht einer sozialbehavioristischen Haltung – möglich ist, findet sich in der Übernahme von Rollen, die mit der Verwendung von Sprachsymbolen einhergeht. Ist der Mensch in der Lage, die Rolle

eines anderen zu übernehmen, kann er ggf. aus dieser Perspektive auf sich selbst zurückblicken (oder auf sich selbst reagieren) und so für sich selbst zum Objekt werden. Daher ist es nur im gesellschaftlichen Prozess möglich, **Identität** zu entwickeln – Identität als Wesen, das sich seiner selbst bewusst wurde. *„Nicht nur der Prozess des Bewusstwerdens der eigenen Identität ist gesellschaftlich: die Identität, deren man sich auf diese Weise bewusst wird, ist ihrer Form, wenn auch nicht immer ihrem Inhalt nach gesellschaftlich“.*

Mead betont zwei Stadien in der Entwicklung von Identität. Das des kindlichen Spiels und das des Wettkampfes. Im Spiel übernimmt das Kind nacheinander die Rollen von Personen und Tieren, die in seinem Leben bedeutsam sind. Innerhalb des Wettspiels identifiziert sich der Mensch jedoch mit allen anderen an der gemeinsamen Tätigkeit beteiligten Individuen *„man muss die ganze organisierte Tätigkeit in der eigenen Identität haben, um die eigen Rolle erfolgreich ausfüllen zu können.“* Er übernimmt die Haltung des *„verallgemeinerten Anderen“*. Alle Haltungen anderer Menschen, die organisiert und in die eigenen Identität hereingenommen werden bilden nun das „Ich“.

Im zirkulären Kommunikationsprozess steuern sich Menschen über sprachliche und nichtsprachliche Symbolisierung ein. Die Interaktionspartner können durch sprachliche Symbolisierung, im Sinne innerer Sprache, sowohl das eigene Handeln als auch das des Interaktionspartners steuern wie auch innerlich vorwegnehmen und entwickeln dabei Vorstellungen darüber, wie sie sich gegenseitig sehen (vgl. Schreyögg 1991, 261).

Diese interpretativ zugeschriebene Sichtweise über den anderen bezeichnet Mead als „me“, d.h. als „Rolle“, die als Muster von Erwartungen übernommen wird (*„Taking the Role of the Other“*).

Diese Sichtweise auf der Mikro-Ebene überträgt Mead auf die Makroebene. Über den Begriff des „signifikanten Anderen“ beschreibt er Personen, die gesellschaftlich gesehen in besonderes akzeptierter Weise Verhaltensnormen repräsentieren, wie beispielsweise Eltern, Lehrer usw. In Interaktionssituationen, in denen Personen mit solchen signifikanten Personen interagieren, werden Rollen über den Vorgang der sozialen Zuschreibung übernommen und damit gesellschaftliche Integration gesichert.

Im Sozialisationsprozess übernehmen Menschen immer wieder neu eine Vielzahl von me`s , die dann im Sinne einer „balancierenden Identität laufend zu einem einheitlichen „Selbst“ synthetisiert werden“ (Krappmann 1969, zit. n. Schreyögg 1991, 261).

Die Person bewertet über das Selbst mit dem entsprechenden bereits gespeicherten me`s, die zugeschriebene Rolle.

Die Funktion des „I“, das Mead im Sinne ursprünglicher Vitalität begreift, wird auch aktuell aus der Sicht des „Selbst“ mit seinen momentan relevanten „me`s“ bewertet. Rolle wird demnach von Mead als innerpsychische Repräsentation antizipierter Verhaltenserwartungen verstanden. Divergenzen zwischen spontanen Ich-Leistungen und antizipierten Rollenerwartungen gelten als gegebene intrapsychische Realität, bzw. als Identität bestimmender Vorgang (vgl. ebd. 261).

„Durch den gesellschaftlichen Prozess gewinnt das biologische Individuum aus organischem Stoff Geist und Identität. Durch die Gesellschaft wird das impulsive Tier zu einem rationalen Wesen, einem Menschen. Aufgrund der Verinnerlichung oder Hereinnahme des gesellschaftlichen Kommunikationsprozesses schafft sich das Individuum den Mechanismus für reflektives Denken. (die Fähigkeit, seine Handlungen unter Berücksichtigung der erwarteten Folgen verschiedener Alternativhandlungen zu lenken); es kann sich selbst zum Objekt machen und in einer allen gemeinsamen moralischen und wissenschaftlichen Welt leben; es wird ein moralisches Wesen, dessen impulsive Ziel in die bewusste Verfolgung erwünschter Ziele umgewandelt werden“ (Mead 1993, 29).

Hier kann sich für Mead Gesellschaft verändern weil es solche Individuen gibt. Sie erhält durch die reflexive gesellschaftliche Identität die für die menschliche Gesellschaft bezeichnende Organisationsform; anstatt seine, indem die Gesellschaft ein neues Prinzip der gesellschaftliche Organisation erreicht, schafft sich eine neue Kontrolltechnik in der sich ein Prozess der Umwandlung vollziehen kann. Mead bindet jedoch hier in diesem annahmen strukturelle gesellschaftliche Phänomene, die sich vor dem Hintergrund von Herrschaftsverhältnisses konstituieren, nicht mit ein.

2.4 Der Rollenbegriff in der Phänomenologie

2.4.1 Der Rollenbegriff bei Plessner

In der deutschen Tradition der Phänomenologie wird insbesondere von Plessner versucht, die zunächst unvereinbar erscheinenden Rollenpositionen der soziologischen und sozialpsychologischen Denkrichtungen zu einen (Plessner 1966, zit. n. Schreyögg 1991, 262).

Eine Gesellschaft hat immer ein Normensystem als Halt ihres Gefüges und ist darauf eingespielt. Um die Gefügigkeit zu begreifen, muss man nach Plessner (1985, 227) das Zusammenspiel der Individuen über den Normenbegriff erfassen. Dafür verwendet er den Begriff der sozialen Rolle und bezeichnet diese als „Gelenk“, mit welchem ein Individuum gesellschaftlich relevante Bewegungen ausführt.

Plessner begreift die Rolle als *„ein dem sozialen Verhalten entsprechender Begriff, der Weite genug hat, die ganze Fülle zwischenmenschlicher Beziehungen in sich zu fassen, und zugleich genügend Abwandlungsfähigkeit, um bruchlos von abstrakt-generellen Aussagen auf den Einzelfall hinzuführen. Die charakteristischen Eigenschaften von Rolle überhaupt lassen sich in den für eine Gesellschaft spezifischen Berufen, Stellungen, Tätigkeiten und Situationen konkretisieren und für das Verständnis ihres Ineinandergreifens fruchtbar machen“*.

Rollenanalyse schließt nach Plessner (1985,228) das Bewusstsein des Rollenträgers, seine Motive und seine Selbstauffassung von vornherein in das von der Rolle gegebene Verhaltensmuster mit ein und neutralisiert die Innenansicht des Individuums, soweit sie nicht sozial relevant ist, das heißt für seine Außenansicht, sein Verhalten wesentlich und bedeutsam wird. Rollenanalyse bezeichnet er auch als differenzierten Behaviorismus.

Für Plessner (1985, 232) kann sich die Analyse des Rollenplans in einer modernden Gesellschaftssystem mit seinen spezifischen Rollenerwartungen und Leistungen also auf die Gesellschaftsauffassung der ihm zugehörigen Menschen berufen, wenn sie die Rollenspieler nur mit ihrer Funktion, nicht in ihrer privaten Existenz in Betracht zieht. Ihre Anlagen und Neigungen und Auffassungen von dem, was sie zu tun haben, sind nicht von Belang.

Indem sich die Leute selbst zu Funktionären machen, haben sie sich dem funktionalen Rollenbegriff angepasst und der auf die gegenseitige Verzahnung objektiv gegebener, zu erbringender Leistungen zielt. Plessner (ebd. 232) bezeichnet dies als die Elemente, die den Wirkungszusammenhang ermöglichen. An diesem Punkt stützt sich nach Plessner (ebd. 232f) *„der funktionelle doch auf den anthropologischen Rollenbegriff, der das Verhältnis des Rollenträgers zu seiner Rolle im Auge hat und damit das Doppelgängertum des privaten und des öffentlichen Menschen als seine Voraussetzung festhält. Dieses Doppelgängertum erläutert sich, da Rolle hier als Maske verstanden wird, am Bilde des Schauspielers. Rolle und Spiel sind (...)als Formen des Verhaltens, welche die Gesellschaft dem Menschen zumutet.*

Für Plessner (ebd. 240) ist entscheidend, dass der Mensch als soziales Wesen immer unter dem Zwang der **Verkörperung** sozialer Rollen steht, die ihm von der Gesellschaft abverlangt werden.

„Nichts ist der Mensch als Mensch von sich aus, wenn er , wie in den Gesellschaften modernen Gepräges, fähig und willens ist, diese Rolle und damit die Rolle des Mitmenschen zuspielden: nicht blutgebunden, nicht traditionsgebunden, nicht einmal von Natur frei. Er ist nur, wozu er sich macht und versteht. Als seine Möglichkeit gibt er sich erst sein Wesen kraft der Verdoppelung in einer Rollefigur, mit der er sich zu identifizieren versucht“.

Plessner (ebd. 240) nennt diese mögliche Identifikation eines jeden mit etwas, das keiner von sich aus ist, als einzige Konstante in dem Grundverhältnis von sozialer Rolle und menschlicher Natur. Sie ist geeignet, menschliche Gesellschaften zu analysieren. Sie bildet Prinzip und Richtschnur für den optimalen Ausgleich zwischen Privatheit und Öffentlichkeit in den industriellen Gesellschaftsordnungen, deren ideologische Gegensätze nur der von einem vergangen Denken geprägte Ausdruck ihrer fundamentalen Gemeinsamkeit ist.

2.5 Die Rollentheorie von J. L. Moreno

Die modernen soziologischen und sozialpsychologischen Rollentheorien sind im wesentlichen auf die Arbeiten von George Herbert Mead (1934) und Ralph Linton (1936) zurückzuführen (Petzold/Mathias 1982, S. 15). Hier verweist Petzold auf die einschlägige neuere rollentheoretische Literatur mit den grundlegenden Arbeiten von Parsons (1951), Newcomb (1950), Rommetveit (1955), Merton (1957), Nadel (1957), Goffman (1959), Homans (1961), Berger, Luckman (1966), McCall, Simmons (1966), Merton usw.

Die Überlegungen von Mead waren Grundlage für die Entwicklung der Schule des „Symbolischen Interaktionismus“ (Turner, Goffman). Der kulturanthropologische Ansatz von Linton wurde in der strukturfunktionalistischen Richtung der Soziologie (Parsons, Merton, Luhmann) weitergeführt (ebd. S. 15.).

Petzold (1982a, S. 123) führt weiter aus, dass Jacob Levy Moreno, Georg Simmel, Georges Politzer und Richard Müller-Freienfels die ersten Autoren waren, die bereits in den zwanziger Jahren soziale Realität mit dem Rollenbegriff zu beschreiben versuchten. Dies leitete den Beginn einer Theorieentwicklung ein, welche für die Soziologie von großer Bedeutung war und als Paradigmenwechsel bezeichnet werden kann.

Moreno hat seine Überlegungen zu Rollen und Rollenspiel nicht in einem systematisch aufgebauten Werk vorgelegt. Sie können dennoch neben den Arbeiten von Mead und Müller-Freienfels als der früheste Ansatz einer konsistenten Rollentheorie betrachtet werden, in der die Begriffe der Rolle und Rollenkategorien ausdifferenziert wurde (ebd. 182a, 122f). Moreno befasst sich mit metatheoretischen Begriffen wie Rolle, Norm, Situation, Handlung und auch den Bedingungen ihres Zustandekommens, mit der Ontogenese von Rollen in der kindlichen Entwicklung (Moreno, Moreno 1944) und mit ihrer Aktualgenese in Situationen und legt damit ein Modell der Rollenentwicklung vor, welches prinzipiell einer Sozialisationstheorie gleichkommt.

Moreno entwickelt, ausgehend vom Theater und den Bühnenmetaphern, sein Rollenkonzept im sozialpsychiatrischen und gruppenpsychotherapeutischen Kontext (vgl. Petzold 1982a, 55).

Er definiert einerseits Rollen als „Muster“, die in einer spezifischen Kultur entwickelt wurden, zum anderen als „letztendliche Kristallisation“ aller Situationen eines bestimmten

Handlungsbereiches, die ein Individuum durchlaufen hat (z.B. der Esser, der Vater, der Flugzeugpilot), (vgl. Petzold 1982a,86).

Moreno beschränkt seine Rollentwicklung nicht nur auf die Kindheit und Adoleszenz, sondern dehnt sie auf das Erwachsenenalter und weiter auf das Senium aus.

Mit seiner Vorstellung von lebenslanger Rollenentwicklung ist er seiner Zeit um Jahrzehnte voraus. Überlegungen zu einer „Psychologie und Soziologie der Lebensspanne“ entstehen erst in der Mitte der sechziger Jahre in den USA und in der Mitte der siebziger Jahre in Deutschland (vgl. ebd. 1982a, 122). Er stellt seine Rollen in den konkreten Lebenszusammenhang, indem er die Rolle an einen intersubjektiven Kontext bindet. Das *soziale Atom/Netzwerk* (Gesamtheit der zum Lebenskontext eines Individuums gehörenden Personen) ist der Ort der konkreten Interaktion. Das *kulturelle Atom* (Gesamtheit kulturspezifischer Rollenkonfigurationen) gebunden an einen übergeordneten soziokulturellen Rahmen stellt den Bereich mit den gesellschaftlich vorgegebenen Rollenmuster dar.

Mit der Formulierung seiner Rollentheorie, in der Rolle und Handlung nicht trennbar sind, wendet er sich damit gegen den Rollenbegriff als „blutleeres Konstrukt“.

In der Definition seiner Rollentheorie als *Handlungstheorie* bringt er zum Ausdruck, dass damit das Leben aus dem Leben expliziert wird und darüber hinaus in das Leben verändernd eingegriffen wird.

Dieses Ausgerichtetsein auf Intervention ist in seinen Werk insgesamt bezeichnend, betrachtet man beispielsweise seine Arbeit in der Soziometrie und Gruppenpsychotherapie (vgl. Dollase 1981, zit. n. Petzold 1982).

Moreno hat den Begriff der Situation und der Handlung immer miteinander verbunden und hat damit ein abstrahierendes kategoriales System von Rollen nur ansatzweise entwickelt, um das Phänomen der erstarrten Rollen, der Rollenklischees und Rollenkonserven besser erfassen und angehen zu können.

Sein Fokus richtet sich dabei auf die „Revitalisierung“ erstarrter Rollen (Rollenkonserven) in der konkreten Interaktionssituation, letztendlich auf den individuellen Freiraum gegenüber kulturell determinierenden Mustern.

Mit seinem für die Rollentheorie bedeutsamen Konzept der **Spontaneität** bzw. des „Aktionshungers“ als der Kraft, die Lebendigkeit, Rollenflexibilität und Rollenkreationen bewirkt, führt er die Dimension der Bedürfnisse in die Rollentheorie ein und bindet somit die Rolle zurück an ihren Ursprung, an **Leib** und **Interaktion** (vgl. Petzold 1982a, 23).

Die Spontaneität als Lebensenergie stimuliert die Ausprägung des leiblichen, interaktionalen Rollenverhaltens, der „psychosomatischen Rollen“. Dieser Aspekt seiner Rollentheorie findet sich in keiner anderen Rollenentwicklung wieder. Diese Form der Spontaneität wird in dem „Physiodrama“ leiblicher Interaktion zwischen Mutter und Kind wirksam, in dem die Rollen „geboren werden“ und wachsen und die Möglichkeit für jegliche spätere Rollenverkörperung bereitstellen. Hier hat Moreno im Gegensatz zu allen anderen klassischen Ansätzen der Rollentheorie die Aspekte der *Verkörperung* und der *Bedürfnisse* im Rollenkonzept ausgearbeitet.

Bei Moreno ist die Rollenentstehung und -entwicklung an die **Zwischenleiblichkeit** in der Interaktionssituation gebunden, wobei diese kreativen Vorgänge bis ins hohe Alter vollzogen werden. Rollenspiel erfordert demnach immer leibhaftige Mitspieler, damit die Rollen vollzogen werden können. Von diesen Vorstellungen ausgehend, existieren sie nur als Klischee, Muster, Kategorien in Form von kulturellen und sozialen Konserven.

Auch Moreno stellte sich der Problematik der Dichotomisierung von Individuum und Gesellschaft.

In seinem philosophischen Frühwerk, welches eine existentialistisch- expressionistische Ausrichtung hat, versucht er über individuumszentrierte Argumente die Fragestellung zu lösen (vgl. Petzold 1982a, 125).

Mit seinen Konzepten des „kulturellen Atoms“ und des „sozialen Atoms/Netzwerks“, die er parallel zu einander stellt, will er den **Bruch zwischen Individuum und Gesellschaft** zusammenfügen, die Dichotomisierung aufheben. Er stellt die Rolle in das Bild des Bruches und benennt dies als individuellen Zähler und kollektiven Nenner (vgl. Moreno 1960, zit. n. Petzold 1982a, 125).

Petzold setzt hinter diese Lösung ein Fragezeichen. Er verweist auf Morenos Idee des sozialen Atoms, als faszinierenden Ansatz: Der Mensch *hat* kein soziales Atom, sondern er *ist* sein soziales Atom/Netzwerk, d.h. die Gesamtheit der Beziehungen des Menschen machen ihn aus, und der Verlust eines jeden Mitgliedes aus dem sozialen Atom/Netzwerk, das nicht ersetzt werden kann, bedeutet Abnahme, „soziales Sterben“ (Moreno 1947). Damit ist das Individuum seinem Wesen nach immer sozial auf sein Gegenüber bezogen und gesellschaftlich eingebunden. Dieser Prozess beginnt nach Moreno bereits in der „Zwei-Einheit“ der Mutter-Kind-Beziehung (der Säugling erlebt die Mutter als Teil seiner selbst), er ist schon hier Koexistierender. Petzold differenziert das später auf der Grundlage seiner Forschungen im Kontext moderner Säuglingsforschung (Petzold, van Beek, van der Hoek 1994) durch das Konzept „intimer Zweiheit“, gibt damit also jedem Symbiosegedanken, wie er vor allen von psychoanalytischen AutorInnen (M. Mahler, E. Jacobson u.a.) vertreten wird, eine Absage, wie auch D. Stern (1985).

Er setzt die soziometrischen Überlegungen Morenos damit in Beziehung zu einer „Philosophie der Koexistenz“ (Marcel 1978; Merleau-Ponty 1945; zit. n. Petzold 1982a) einerseits und zu einer entwicklungspsychobiologisch fundierten Konzeption von „Entwicklung in Zwischenleiblichkeit“ (Petzold 1994j).

Abschließend bewertet Petzold (1982, 126 f) die Theorie von Moreno in Bezug zur Lösung der Fragestellung der Dichotomisierung als brüchig und begründet dies mit der Dichotomie der aktionalen und kategorialen Rollenkonzeption, die nicht konsistent in einem operationalen *und* sinnhaften Selbst als Subjekt münden. Es fehlt also eine konsistente **Subjekttheorie**. Er räumt jedoch ein, dass mit der Parallelisierung von psychosomatischen, psychodramatischen und soziodramatischen Rollen, die sich über Clustereffekte vereinigen und mit der Verbindung von sozialem und kulturellem Atom vor dem Hintergrund komplementärer **Rollenerwartungen** und **Rollenverkörperungen** bereits Lösungsrichtungen aufgezeigt werden.

Moreno verbindet zwar Rolle und Situation, er vernachlässigt dabei aber die historische Dimension, die „Geschichte der Situation“, indem er die Hier- und-Jetzt-Zentriertheit absolut in der Vordergrund stellt. Damit werde das Problem von „Rolle und Macht“, „Rolle und Besitz“ ausgeklammert.

Vor dem Hintergrund seines *Integrativen Rollenansatzes* fügt Petzold (1982a,126) hier noch an: „Das Drama hat Dauer, Szenen stehen in der Zeit, Interaktion im Hier- und- Jetzt vollzieht sich an den Schnittstellen im Diskurs der Interaktion“.

Moreno stellt zwar soziale Tatsachen fest und versucht sie „in situ“ zu verändern und dies bezeichnet Petzold als die Stärke seines Ansatzes und würdigt auch damit seine Arbeit, indem

er sie als einen immensen Beitrag für die „angewandten Humanwissenschaften, für die Psychotherapie und Soziotherapie, Kreativitätsförderung und Gruppenarbeit“ bezeichnet.

Die Grenzen von Morenos Theorieansatz zeigen sich jedoch in einer fehlenden Einbindung seiner Anthropologie in eine Gesellschaftstheorie und in einer mangelnden Ausarbeitung von Zielen für seine differenzierte Interventionspraxis. Doch muss nicht jede Theorie den Anspruch und die Aufgabe haben, das ganze Feld sozialer und psychologischer Phänomene abzudecken. **Rollentheorien** stellen nur ein Element in übergeordneten soziologischen, sozialphilosophischen und erkenntnistheoretischen Fragenstellungen dar, und insoweit ist Morenos Rollentheorie als Theorie „mittlerer Reichweite“ zu sehen und in ihrer Bedeutung zu würdigen.

Petzold rekonstruiert in seiner wissenschaftlichen Arbeit „Rollenentwicklung und Identität“ (1982a) in systematischer Detailarbeit die Theorien Morenos zum Rollenkonzept und fasst sie zu einem systeminhärenten Gedankengang zusammen.

Er zeigt damit auf, wie sehr Moreno mit seinem Werk die Fragestellungen vor dem Hintergrund der Geschichte trifft und Lösungsmöglichkeiten findet, die in ihrer Eigenständigkeit beeindruckend sind, da sie unabhängig von den großen Traditionen soziologischer und sozialphilosophischer Denkens erarbeitet wurden.

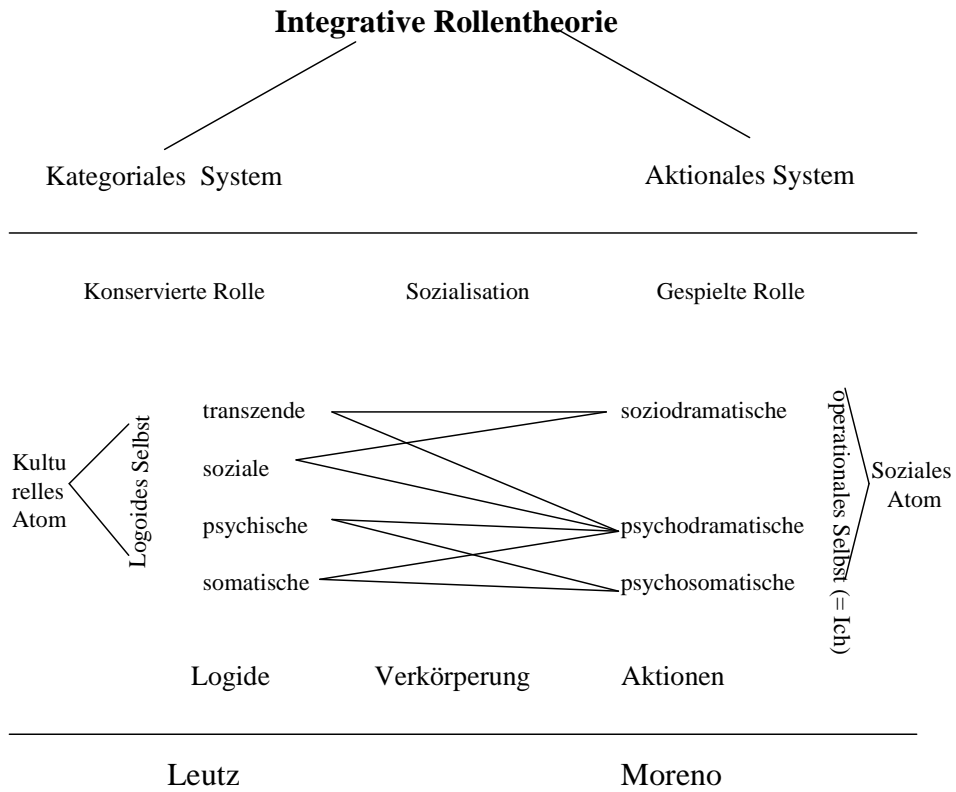
2.6 Die integrative Rollentheorie von H.G. Petzold

Petzold möchte mit seinem Rollenansatz keinen grundlegend neuen Entwurf vorlegen, sondern ergänzende Elemente, die den Ansatz Morenos – vor dem Hintergrund soziologischer und sozialpsychologischer Theorien, besonders Sozialisations- und Entwicklungstheorien präzisieren und vertiefen. Die Beschränkungen des Systems von Moreno werden damit in Kauf genommen. Mit seinen Konzepten zur einer „integrativen Persönlichkeitstheorie“ geht er jedoch über Moreno hinaus (vgl. Petzold 1982a, 146) und arbeitet in den folgenden Jahren eine differenzierte, von der empirischen longitudinalen Entwicklungspsychologie fundierte „Persönlichkeit-in-Kontext/Kontinuum-Theorie“ aus (Petzold 1992a, 2003a).

Er entfaltet zunächst in seinem Modell der „*integrativen Rolle*“ Morenos Konzept der **Verkörperung** und der Verbindung von aktionalen und kategorialen Rollen. Auf dieser Basis stellt er die Verbindung zu seinem **Identitätsbegriff** her (jetzt 2001p) vor dem Hintergrund kulturhistorischer Perspektiven (vgl. *Petzold, H.G.*, 1982o: Welttheater), in dem sich Privates und Kollektives durchdringen.

Mit seinem Ko-respondenzmodell hat Petzold ein Konzept und Handlungsmodell entwickelt, dass eine integrative Intervention in der Praxis ermöglicht. Die bei Moreno fehlenden Ziele bei der Intervention sind hier gelöst über die Möglichkeit ko-respondierender Zielformulierungen für seinen Integrativen Therapie- und Supervisionsansatz (Petzold, Leuenberger, Steffan 1998).

Modell einer integrativen Rollentheorie



Quelle: Petzold, H., Moreno und Lewin, Gruppendynamik 4, 1979

2.6.1 Das Modell einer integrativen Rolle

Petzold (1982, 149) definiert den Terminus Rolle, Moreno weiterführend, wie folgt: *„Role is the fusion of private und collective elements“ (Moreno 1960,8). Sie wird durch den sozialen Kontext zugeschrieben, aber auch persönlich ausgewählt, sie ist ein durch Sozialisation vermitteltes Modell, das aber individuell verkörpert werden muss. Sie ist als symbolisches Konstrukt kognitiv präsent (Solby 1944, Moreno1961a, 519) und manifestiert sich als konkretes Verhalten in Aktion und Reaktion mit den Rollenspielpartnern im sozialen und kulturellen Atom. In einer so verstandenen Rolle wirken Sozialisation und Verkörperung, Vorgabe und Gestaltung, Zuschreibung und Wahl, kognitives Konstrukt und Verhaltensmuster zusammen. Sie sind 'in actu' nicht zu trennen“.*

Er führt weiter aus, dass Rollen jeweils *verkörpert* werden müssen und dass die zur Verkörperung angebotenen Rollen „*gewählt*“ werden müssen. Auch da wo „*Zwang zur Verkörperung*“, besteht, bleibt dem Individuum die Wahlmöglichkeit im Bezug auf *den Grad der Verkörperung*.

Der Mensch ist grundsätzlich in der Lage, „Rollen zu spielen“, da sein Körper ausgestattet ist mit Spontaneität und den Fähigkeiten der Nachahmung und Imitation auf der Basis leiblicher Muster der Kommunikation in Mimik und Gestik, Nonverbalität, die durch das Fungieren von Spiegelneuronen unterstützt wird (Petzold 2004h). Der Leib ist „my body“ und „social body“ zugleich (vgl. 1982a, 150). Der Körper war schon immer „*Rollenkörper*“. Petzold bezieht sich hier auf psychosomatische Rollen , z.B. die Rolle des Essers, die Sexualrollen (die natürlich gendertheoretisch komplementiert werden müssen, Petzold, Sieper 1998).

Davon ausgehend folgert er, dass die von „außen“ in Interaktionsprozessen herangetragenen Komplexe von Verhaltensmustern und -erwartungen auf einen „vorbereiteten Grund“ fallen und dem Rollenspieler deshalb nicht fremd sind, zumal sie aus dem sozialen Umfeld der jeweiligen Lebenswelt kommen, deren integraler Bestandteil der Mensch ist (vgl. auch Persönlichkeitstheorie im integrativen Ansatz in Petzold 1992a/2003a, Bd.II). Sozialisationsprozesse werden mit der „komplexen Lerntheorie“ des Integrativen Ansatzes als differentielle Verkörperungen (Hermann Schmitz spricht von „Einleibungen“) gesehen, wo durch das Leibsubjekt aus der Sozialität über die Sozialität „informiert“ wird: das integrativtherapeutische Konzept des „**informierten Leibes**“ (Petzold 2002j) bietet die Basis für eine höchst moderne, neurowissenschaftlich fundierte Lerntheorie (Sieper, Petzold 2002), die für das Modell „Sozialisation als Rollenverkörperung“ einen soliden Boden bietet, zumal wenn man bedenkt, das Petzolds integrative Rollentheorie „Rollenkonfigurationen in sozialen Netzwerken/Konvoys“ mit dem Rollenbegriff verbindet. Rollenverkörperung schließt damit *Internalisierung von Rollenhandeln im Kontext mit diesem Kontext* ein.

Werden Rollen „*aktional*“, also im konkreten Handeln gespielt, können Entfremdungen vom Interaktionskontext und den InteraktionspartnerInnen nicht entstehen. Die Gefahr der Entfremdung besteht allerdings dann, wenn Handlungen zu „*Rollenkonserven*“ degenerieren und zu Bestandteilen von Institutionen werden, die starr sind und über keine Flexibilitätsräume verfügen. Petzold betont hier, dass in solchen Gegebenheiten die Menschen das notwendige Maß an Spontaneität zur Bewältigung der Komplexität sozialer Interaktionsprozesse nicht mehr ausreichend bereit stellen können. Diesen Vorgang beschreibt er als Konflikt zwischen Individuum und entfremdeter, in starren Mustern petrifizierter Gesellschaft (in Überbürokratisierung oder durch gewaltherrschaftliche Rigidität erstarrte Gesellschaften).

Der Mensch ist Individuum und *gleichzeitig* soziales Wesen, eingebunden in die Gesellschaft in und aus der er lebt.

„*Das Leben des Menschen als gesellschaftliches Wesen vollzieht sich in der zentralen Zone eines Spektrums, dessen Enden jeweils die verselbständigten Formen eines abgekapselten Individualismus und einer nivellierenden Kollektivität sind. In diesem Zentrum des Spektrums treffen Spontaneität und Form, soziales Muster und Verkörperung in der Rolle, deren Matrix Leib und Interaktion sind* (Petzold 1982a, S. 150)“.

Die Rolle entsteht aufgrund der konfigurativen Konstellation der Rollenspieler. Der Mensch ist in seinem Handeln auf andere gerichtet. Er ist im Sinne des Integrativen Ansatzes (Petzold 2005f) wesensmäßig *Koexistierender*, und hier zeigt sich das verbindende Element des Ansatzes: dass nämlich Sozialisation und Rollenverkörperung, „kategoriale“ Rollenvorgaben und die Möglichkeit der „aktionalen“ Ausgestaltung der Rolle nicht gegensätzlich sind, sondern Bestandteile in *Prozessen des Rollenspieles* von Menschen mit Menschen, Gruppen und Institutionen.

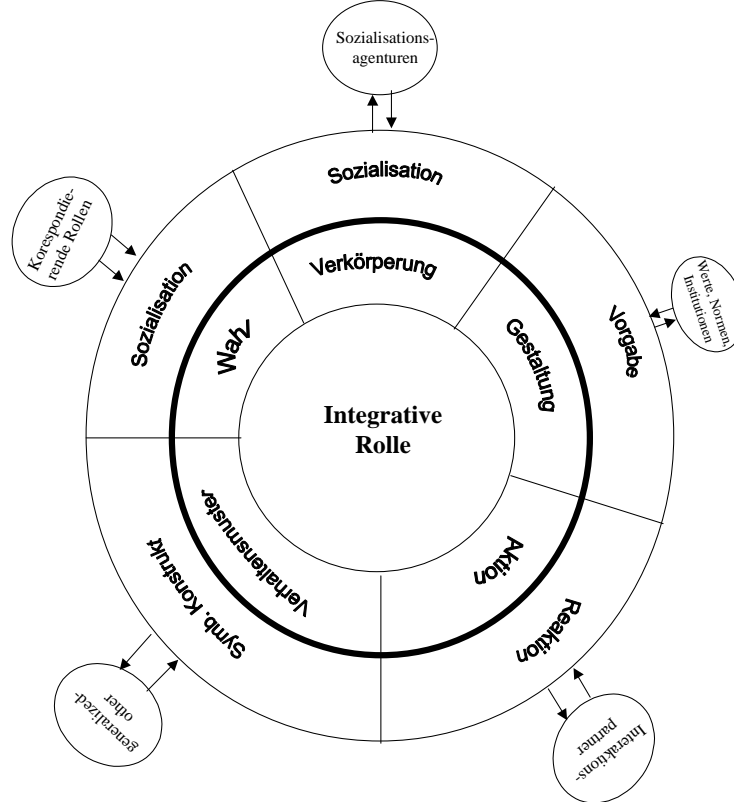
In einer *integrativen Rollentheorie* sind die Systeme der *kategorialen* und *aktionalen* Rollen weder konträr noch schließen sie sich gegenseitig aus. Sie durchdringen sich im Sinne einer *Konvergenz* ohne sich ineinander aufzulösen.

Das Gelingen des *konfigurativen Rollenspiels im Prozess der Interaktion* in sozialen Netzwerken (Hass, Petzold 1999; Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004) – und anders kann der Rollenbegriff nicht sinnvoll verwandt werden, will heißen, in der Supervisionsszene wird er *nichtsinnvoll* verwandt, weil nirgendwo die Netzwerkdimension mit thematisiert wird – setzt voraus, dass die Mitspieler gewisse Rollenkonfigurationen mit der damit verbundenen Wechselseitigkeit der Perspektiven und Erwartungen vor dem Hintergrund sozialer *Szenen* und *Stücke (scripts)* kennen und antizipieren können. Dieses Wissen in Bezug auf *kategoriale* Rollen muss beim Mitspieler als ebenso bekannt vorausgesetzt werden, sonst wird sinnvolle Handlung nicht möglich. Bei allen Mitspielern sind also „kollektive soziale Repräsentationen“ (S. Moscovici 2001) als kognitive, emotionale, volitionale und sozial-interaktive Muster (Petzold 2003b), als „social worlds“ (Brühlmann-Jecklin, Petzold 2004), erforderlich, um sinngelitet und sinnvoll zu interagieren und kooperieren. Hier wird deutlich, dass die Rollenmuster nur dann *sinnstiftend* sind, wenn sie im aktuellen Interaktionsprozeß vor dem Hintergrund kollektiver sozialer Muster vollzogen und wieder neu bestätigt oder kokreativ entwickelt werden.

„*Integrative Rolle artikulieren sich in der Konvergenz von Sozialisation und Verkörperung, von Muster und Handlung, Struktur (Logoid) und Aktion*“ (Petzold 1982a, 153).

Petzold führt hier weiter aus, dass dieses Prinzip der *Konvergenz* auch für die von Moreno und Leutz erarbeiteten Rollenkategorien gilt. Im aktuellen Interaktionsprozess konvergieren die *psychosomatischen, psychodramatischen* und *soziodramatischen* Rollen mit den *somatischen, psychischen, sozialen* und *transzendenten* Rollenmustern. Die *aktionalen* Rollen entwickeln sich im sozialen Umfeld in Beziehung über die Zeit wiederum zu Mustern von hinlänglicher Festigkeit, den *kategorialen* Rollen. Diese werden im Rollenspiel teilweise oder ganz ausgefüllt oder aber – wenn erforderlich – durch Kreativität und Spontaneität verändert und erweitert.

Die Rollen durchdringen sich ohne dabei vermischt zu werden. In dem synergetischen Prozess des Zusammenwirkens der Rollen entsteht eine *neue Ganzheit*, die [mehr und] etwas anderes ist als die Summe ihrer Bestandteile. Petzold bezeichnet diesen Vorgang als „Periorchese“ (ebd. S. 153).



Quelle: Petzold, Mathias 1982, 151

Von der **Wahrnehmung** ausgehend wird Wahrgenommenes – ein Rollenverhalten – *verkörpert* (unterstützt durch die Aktivitäten der Spiegelneuronen, Petzold 2004h, j). Die **Verkörperung** ermöglicht **Gestaltung**, d.h. Variationen des ursprünglich wahrgenommenen Musters, und diese „*role creation*“ (Moreno) in der **Aktion**, in der „Perfomanz“ wie die integrative Perfomanztheorie (Sieper, Petzold 2002; Petzold, Engemann, Zachert 2003) heute konzeptualisiert, verfestigt sich in habitualisierten Verhaltensmustern und wird damit zum Bestand des persönlichen Verhaltensrepertoires als angeeignete Rollenmuster bzw. Rollen, die aber durchaus wieder flexibilisiert und modifiziert werden können. Derartige Prozesse des Rollenlernens stehen im übergreifenden Geschehen von **Sozialisation** und **Enkulturation**, in der Übernahme von „*kollektiven mentalen Repräsentationen*“ (Moscovici 2001, Petzold 2003b) als kulturvermittelten symbolischen Konstrukten in die „*subjektiven mentalen Repräsentationen*“ (Petzold 2002b), wobei es zu Abgleichungs- und ggf. Reaktionprozessen kommt, wenn alte auf neue – besonders divergente – Kulturmuster treffen.

Prozesse von „*role taking, role paying, role creation*“ sind heute also in den Kontext moderner sozialpsychologischer und kulturalistischer Theorienbildung zu stellen, wie sie für den Integrativen Ansatz charakteristisch sind.

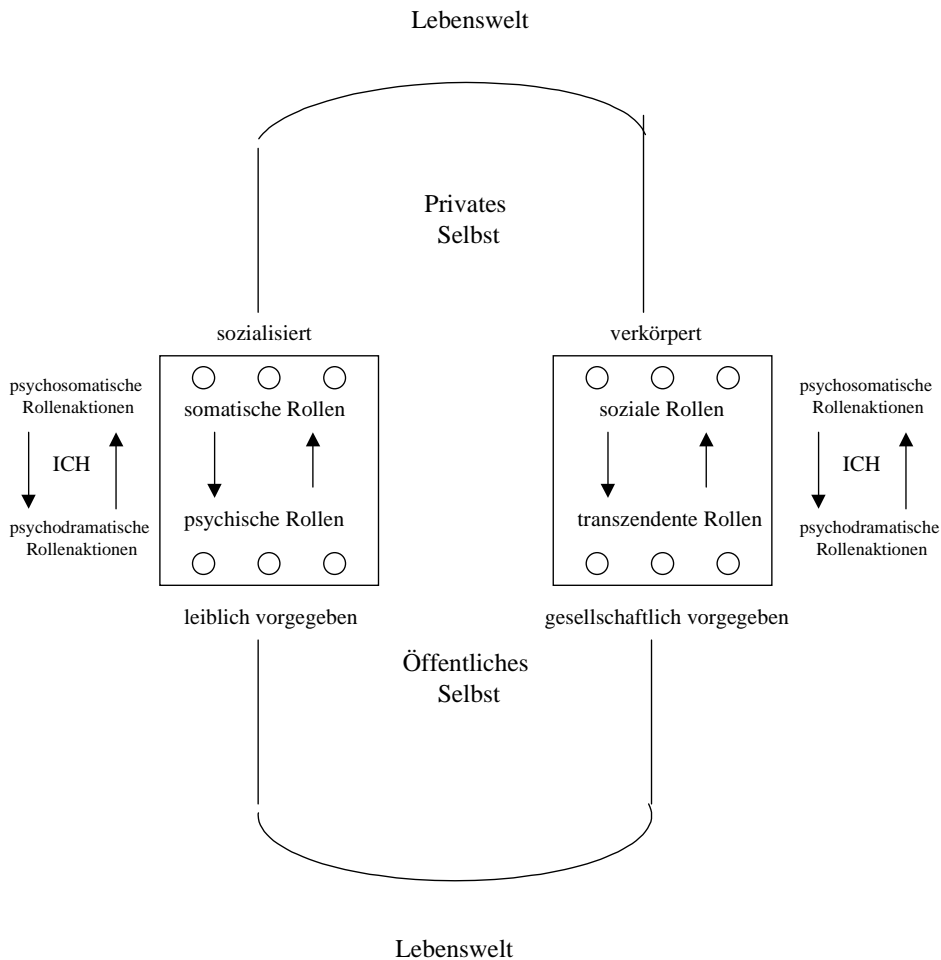
2.6.2 Das Konzept des Rollenselbst

Rollentheoretische Überlegungen führen unabänderlich zu persönlichkeits-theoretischen Fragestellungen, weil die Beziehung Rolle/Persönlichkeit reflektiert werden muss. Hier liegt es ähnlich wie mit dem Identitätskonzept, auch das muss persönlichkeits-theoretisch unterfangen werden. Werden also diese beiden Konzepte verwandt – etwa im sozialtherapeutischen oder supervisorischen Kontext – so muss nach der persönlichkeits-theoretischen Rückbindung gefragt werden, die zumeist fehlt. Im rollentheoretischen Diskurs hat Moreno eine mit seinem Rollenkonzept verbundene Persönlichkeitstheorie formuliert (Bischof 1983). Petzold hat diesen Ansatz weitergeführt mit dem Konzept des **Rollenselbst**, in dem ein „öffentliches“ und „privates“ Selbst unterschieden wird.

Kategoriale Rollen sind „im Leibe“ gespeicherte (verleiblichte) Rollenkompetenzen (Rollenwissen um die Eigenschaften und Inszenierungsbedingungen von Rollen) und

aktionale Rollen als „vom Leibe“ vollzogene *Rollenperformanzen* (inszenatorische Umsetzung des Rollenwissens, der Rollenkompetenz in Händen). In Rollenkompetenz und -performanz zeigen sich *Sozialisation/Enkulturation* und *Verkörperung*.

Das Selbst als öffentliche” und “private” Wirklichkeit



Quelle: Petzold, h. in: Petzold/
Mathias 1982, 155

Es werden von dem Moreno-Schüler Petzold die Rollenkategorien der psychodramatischen Schule (J. L. Moreno, Z. Moreno, Leutz, Schützenberger) aufgenommen und in seinem Ansatz systematisch weitergeführt. Soziale Rollen und „transzendente Rollen“ (Leutz 1984) sind gesellschaftlich vorgegebene Rollenmuster und werden *verkörpert*. Sie kommen aus dem Bereich des „kulturellen Atoms“, aus dem soziokulturellen Raum und zeigen sich in psychodramatischen und soziodramatischen Rollenaktionen.

Hier wird die Durchdringung und Verbindung von *Individualität* und *Kollektivität* deutlich. Dieser Vorgang gilt ebenso für die Sozialisation von verleiblichten *sozialen* und *psychischen* Rollen, d. h. *kategoriale Rollen* (als Schemata, Muster, Strukturen), die in der *Performanz* als gespielte/inszenierte *soziodramatische*, *psychodramatische* und *psychosomatische* Rollenmuster (Moreno sprach bei letzteren auch von *physiodramatischen* Rollen) sichtbar werden, als *aktionale Rollen* also.

Petzold ordnet die „transzendenten Rollen“ als von Leutz eingeführte Gruppe kategorialer Rollen in der inszenierenden Umsetzung, auf der Performanzebene, den soziodramatischen und psychodramatischen Rollen zu.

Moreno hat bereits für jeden Menschen ein „Rollenspektrum“, ein „range of roles“ (Petzold 1982a, 154 f.) als gegeben angenommen, die im aktuellen Interaktionsprozess gespielt werden können. Des Weiteren geht er von Rollen aus, die im aktuell gelebten Leben des Individuums nicht mehr existent sind, aber als dynamische Faktoren in seinem inneren Leben weiter wirken.

Petzold prägte deshalb für die aktuell gespielten bzw. spielbaren Rollen den Begriff „**Rollenrepertoire**“, für die aktuell nicht gespielten (aber ggf. aktualisierbaren) Rollen den Begriff „**Rolleninventar**“, zwei für eine Psychotherapie, Beratung und Soziotherapie in der Lebensspanne – und damit auch für die Supervision – durchaus interventionsrelevante Konzepte.

Das Rollenrepertoire wird vom jeweiligen soziokulturellen Kontext mit den dort sozial interagierenden Partnern maßgeblich bestimmt. Hier machte Moreno deutlich, dass die Veränderlichkeit der „range of roles“ sehr stark von den Veränderungen im sozialen und kulturellen Atom/Netzwerk abhängt.

Das *Selbst* und die davon abhängigen Konstrukte wie *Ich* und *Identität* werden von diesen Veränderungsprozessen unmittelbar beeinflusst. Das bedeutet, dass zwar alle jemals gespielten Rollen des Menschen im **Rolleninventar** enthalten bleiben, aber deshalb nicht unbedingt verfügbar und aktualisierbar sind. Dazu bedarf es einer aktuellen sozialen Situation, in der die entsprechende Rolle verkörpert werden kann. Das heißt: im Lebensvollzug können auch Rollen unwiederbringlich verloren gehen, wenn die dafür notwendigen Interaktionspartner im erforderlichen sozialen Atom/Netzwerk fehlen oder das Verkörperungspotential verlorengegangen ist. (Ein alter Olympiasieger kann seine Rolle nicht mehr reaktualisieren, ihm fehlt die für die Verkörperung erforderliche leibliche Fitness und das Olympiastadion; ein pensionierter Manager eines aufgelösten Betriebes kann seine einstmals mit seiner leitenden *Position* verbundene machtvolle Managerrolle nicht wieder herstellen). Es zeigt sich damit, wie groß der Rückgang bereits gegebener Rollenkonfigurationen (beispielsweise im Alter oder durch akut eingetretene Arbeitslosigkeit oder durch das Sterben eines nahestehenden Menschen) sein kann. Dadurch kann das **Rollen-Selbst** – die Gesamtheit der spielbaren oder aktualisierbaren oder als Rollenerinnerungen präsenten Rollen – atrophieren, da die entsprechenden *Verkörperungen* und/oder *Interaktionen in Rollenverkörperungen* wegfallen. Und damit ist das Selbst unmittelbar betroffen.

„Rollenrepertoire und Rolleninventar sind in gleicher Weise Repertoire und Inventar von Szenen und Stücken, da Rollen von diesen losgelöst nicht gedacht werden können. Sie sind im Gedächtnis des Leibes eingegraben, und das bedeutet, dass es szenisches Gedächtnis, Skript- und Rollengedächtnis ist. Das Rollen-Selbst ist an dieses Gedächtnispotential des Leibes gebunden. Es konstituiert sich im Zusammenwirken (Synergie) der aktuell spielbaren und der inventarisierten Rollen, Skripts und Szenen mit ihrer jeweiligen Geschichte und antizipierbaren Zukunft (Rollenschicksal), die im Hier-und-Jetzt jeder Szene bzw. jedes Rollenspiels präsent sind. Leibgedächtnis, Leibzeit, Rollenleib führen damit wiederum auf das Konzept des Leib-Selbst hin, das das Konzept des sozialen Selbst bzw. den Moreno'schen Begriff des Rollen-Selbst einschließt“ (Petzold 1982a, S 197)“.

Das heißt, die Rollen sind *verkörpert*, (auch in ihrer symbolischen Repräsentation, allein schon durch die cerebrale Aufzeichnung bzw. kortikale Speicherung. Sie können deshalb grundsätzlich in sozialen Interaktionen verkörpert werden und sind immer im Bezug zur Entwicklungsgeschichte des Individuum zu betrachten.

Petzold öffnet an dieser Stelle den Blick weiter auf sein Konzept einer **integrativen Persönlichkeitstheorie** mit der entwicklungsbezogenen Perspektive eines „*life span developmental approach*“ (Petzold 1992a, 1999b), die gerade auch hier im Bezug zur Rollentheorie vor dem Hintergrund des „Tree of Science“ als metahermeneutischer Folie eine konzeptuelle Integration aufzeigt (Petzold 1992a/2003a, Bd. 2) und das Rollenmodell deutlich überschreitet. Es werden damit auch Verbindungen zu anderen Strömungen der Persönlichkeitspsychologie deutlich.

Vor dem Hintergrund seiner rollentheoretischen Überlegungen in der Tradition Morenos mit seiner klinischen Perspektive des Psychodramas und der phänomenologisch-strukturalen Theorie Merleau-Pontys sowie der klinischen Perspektive der tiefenpsychologisch fundierten Gestalttherapie und natürlich mit dem Blick auf die moderne Sozial- und Persönlichkeitspsychologie hat Petzold seine Konzepte zu einer „integrativen Persönlichkeitstheorie“ entwickelt. Er betont, dass die Arbeiten von Moreno und Mead bereits als frühe Integrationsversuche zu verstehen sind.

In Anbetracht der ständig wachsenden sozialwissenschaftlichen Erkenntnisse wird es aus seiner Sicht immer schwieriger solche Integrationsversuche zu leisten. Dies erfordert eine konzeptionelle Offenheit in der Theorieentwicklung. Sein Entwurf intendiert Veränderung, Weiterentwicklung, Infragestellung, Ko-respondenz über Konzepte, Inhalte, Ziele vor dem Hintergrund der komplexen Wirklichkeit Mensch, der Polymorphie von Individuum und Gesellschaft und bekräftigt dies noch im herakliteschen Denkansatz der **Transversalität** (Petzold. 1992a, Bd. II, S 462, vgl. Schuch 2004): „there is no end to integration and there is no end to creation“ (ebda S. 157).

3. Konzepte zur Integrativen Persönlichkeitstheorie von Hilarion Petzold

In diesem Kontext sollen nur die *strukturtheoretischen* Aspekte der Integrativen Persönlichkeitstheorie (Petzold 2001p, 2003a), ihre soziologischen, sozialpsychologischen Seiten aufgezeigt werden, ohne auf die differenzierte *entwicklungspsychologische* Fundierung der drei Kerndimensionen der Persönlichkeit „**Selbst, Ich, Identität**“ einzugehen, wie Petzold als an der Longitudinalforschung orientierter „klinischer Entwicklungspsychologe“ erarbeitet hat. Persönlichkeit entwickelt sich über die Zeit – in ihren Grundstrukturen in der Kindheit, in ihren Feinstrukturen über das gesamte Leben. Sie bildet insgesamt Merkmale und Eigenschaften aus, die das Wesen einer Persönlichkeit erfassbar, beschreibbar machen, wie es das Modell der „Big Five“ (Norman; Costa, McCrae) in empirisch gut fundierter Weise – wiederum durchaus auch interventionsrelevant – gezeigt hat (Petzold 2002b/2004). Für die strukturtheoretische Sicht hat Petzold eine sprachanalytische Ausgangsposition gewählt mit der Analyse des folgenden Textes auf persönlichkeits-theoretisch relevante Momente:

*„Ich schaue in den Spiegel... und sehe mich selbst.
Ja, ich selbst bin es! It`s me.
Du siehst mich an. Ich sehe, dass du mich siehst,
Wie du mich siehst, mich erkennst, mich kennst.
Ich sehe dein Erkennen, weiß mich erkannt.
Dein Gesicht ist mein Spiegel.
Du hast dir ein Bild von mir gemacht.*

*Es prägt das Bild, das ich von mir habe;
 Dennoch, mein Bild, das ich vom mir habe,
 Unterscheidet sich vom dem Bild, das ich von dir habe.
 Ich schaue in den Spiegel und sehe kein Ich.
 Ich sehe mein Gesicht, meinen Leib.
 Ohne Zweifel – das bin ich selbst. Es ist niemand anderes.
 So kenne ich mich und so kennt man mich.-
 Ich sehe dich an. Das bist du.
 Ja , du selbst bist es, kein anderer.
 Ich bin ich selbst. Du bist – ein anderer.
 Weil ich weiß. dass die anderen anders sind,
 Weiß ich , da ich selbst bin.
 Der Spiegel aus Glas zeigt die Homologie.
 Der eines Gesichtes zeigt Gleichheit und Differenz.
 Beides führt zu mir selbst und zu dir“.*

(aus Petzold 1982a, 159)

In der Sprache eines Volkes sind seine Theorie über die Wirklichkeit, über den Menschen, über die Welt enthalten. Sie impliziert Persönlichkeitstheorien, Theorien über die Werte, über die Zeit als die Sedimentation kollektiver Erfahrungen und gemeinschaftlichen Wissens (vgl. Petzold 1982a, S 159). Die Metapher „sich ein Bild von jemanden machen oder von sich selbst“ impliziert ein Konzept der **Identität**. Die Begriffe **Ich** und **Selbst** und ihre semantische Konfiguration setzen eine Modellvorstellung von **Persönlichkeit** voraus (ebd. S 160).

Petzold (1982a, 160) formuliert dazu: „Um dein Ich, dein Selbst, deine Identität zu verstehen, muss **ich** deine Welt betreten, deine Sprache sprechen lernen.“

Welche Bedeutung dies für das Zusammenleben von Menschen hat, lässt sich ermessen an den Problemstellungen im sozialen Leben, andere zu verstehen, dazu bedarf es nicht einmal einer anderen Kultur oder Sprache, sondern wird deutlich „mit der anderen Welt in der nächsten Straße“. Petzold hat mit seinen Analysen und Konzepten, die sich auf Texte und Chiffren über Persönlichkeit in den von ihm gesprochenen Sprachen und den mit ihnen verbundenen Sprachgemeinschaften (d. h. teutonic, romanic, slavic language communities) beziehen, seine Persönlichkeitstheorie entwickelt. Damit kommt natürlich auch eine kontexttheoretische Dimension ins Spiel, wie sie von *Vygotsky* und *Lurija* – zentrale Referenzautoren des Integrativen Ansatzes (Petzold 2002h), die gleichfalls Kultur-, Sprach- und Entwicklungstheorie und Neurowissenschaften verbanden – vorgedacht worden waren.

Einige zentralen Begriffe seien vorgestellt.

3.1 Bühne oder Metaszene

Die *Bühne*, auf der wir spielen, auf der alle Szenen ablaufen, ist die Lebenswelt (E. Husserl, A. Schütz). Supervisorische oder beratende oder therapeutische Arbeit ist immer vor dem Hintergrund von Makrokontexten und Mesokontexten, sozialen „Bühnen“ (E. Goffman) zu sehen. Petzold (1982a, 60 f) führt hierzu aus:

Ihr [der Bühne der Welt] gehören wir zu, auf ihr sind alle Spieler in einem Spiel verbunden, sind alle Mitspieler. Sie ist Matrix und Ausdruck totaler Ko-Existenz. Alles ist aufeinander bezogen, nichts ist unverbunden, und diese Intentionalität wirkt einen ganz grundsätzlichen, ursprünglichen Sinn: das Drama auf der Bühne dieser Welt ist Sinn-voll.

*Dieser primordiale Sinn, der als ein Kon-sens... zu sehen ist, schafft die Grundlage für das Gefühl, dass diese Welt unsere Heimat ist. Wie sind konstitutiver Bestandteil der Bühne, der Szene.... Die Erfahrung der Zugehörigkeit und Koexistenz ist kondensiert in der „Urszene“ des uterinen Mikrokosmos und dem „Urdrama“ der embryonalen Entwicklung. Das Leben des noch Ungeborenen im Mutterlaib repräsentiert die primordiale Struktur der totalen Zugehörigkeit, ist Metaszene, totale Verbundenheit: Koexistenz, im Urdrama der embryonalen Entwicklung vollzieht sich gerafft das gesamte Stück der Evolution noch einmal und bezeugt die Zugehörigkeit auch für die Dimension der Zeit. In der organismischen Erfahrung dieser Koexistenz ist das **Grundvertrauen** etwas schon je Mitgegebenes, das nach der Geburt nur bekräftigt zu werden braucht.*

Mit der Geburt tritt das Kind in eine erste „spezifizierte“ Szene: den Kreissaal oder anderen Geburtsort ein. Danach folgt Szene auf Szene: das Leben – *eine Geschichte von Szenen* (ebd.1982, 161). Die Metaszene bleibt (verliert zwar an Dichte) und wird zum universalen Hintergrund. Zunächst ist die Metaszene noch sehr präsent in der innigen Beziehung von Mutter und Kind. Die Differenzierungsprozesse entstehen in unserer Gesellschaft und Kultur jedoch sehr schnell. Der Preis für solche oft auch an Leibentfremdung gebundene Differenzierung ist die *Fremdheit*.

3.2 Leib und Rolle – Szene und Stück

Petzold (1982 a, 162 f.) führt dazu in seiner Persönlichkeitstheorie aus:

„Rollen gliedern sich aus dem universalen Hintergrund der sozialen Welt aus, aus dem Hintergrund der Lebenswelt. Vordergrund und Hintergrund bleiben in Synchronizität aufeinander bezogen. Der jeweilige Vordergrund wird zur Szene auf der Bühne der Welt. Die alte Metapher des theatrum mundi: Die Szenen gliedern sich aus der Bühne der Welt und dem Drama der Geschichte aus, die Rollenspieler spielen ihren Part, wobei Bühne, Szene und Rolle im Drama eine Ganzheit bilden. Jedes Detail steht in Verbindung zum Ganzen und all seinen Elementen. Ohne Szene und Bühne, ohne dramatischen Zusammenhang der Handlung, d.h. ohne das Drama der Geschichte, bleibt die Rolle 'sinn-los'. Die Szene als raum-zeitliche Konfiguration ist zur Welt, die Welt ist zur Szene, die Rolle ist zur Szene, die Szene zur Rolle gerichtet“ (Petzold 1982a, 162).

Der Sinn der Rolle ist ohne Szene und Bühne, ohne dramatischen Zusammenhang der Handlung, d.h. ohne Drama der Geschichte nicht verstehbar. Die Szene als raum-zeitliche Konfiguration steht in Beziehung zur Welt, die Welt ist zur Szene, die Rolle zur Szene, die Szene zur Rolle gerichtet. Sie steht immer in einem zeitlichen Zusammenhang und ist immer vergangenheits- und zukunftsgerichtet.

Der Fokus der Betrachtung ist hier der Zwang der Sequenz und das Moment der Verursachung. Petzold (1982a, 162 f.) wirft dabei die Fragen auf, wer die Stücke geschrieben hat, die gespielt werden; wer die Szenen entworfen, in denen agiert wird oder agiert werden muss, wer die Zuschauer sind, wer die Regisseure, und wer kassiert; welche Macht in den Szenen und Stücken wirkt und welche durch diese Interessen manipuliert werden.

Zur Szene gehört alles, was wahrgenommen werden und handelnd erreicht werden kann (Menschen, Dinge, Beziehungen, Bewegungen, Handlungen). Eine Szene ist nie statisch zu erfassen, sie ist einer ständigen Veränderung unterworfen. Es gibt kein Innen und Außen, keine zeitliche Trennung zwischen den Szenen der Innenwelt und denen der Außenwelt. Die zeitliche und strukturelle Dimension der Szene bedingt, dass sie in der Situation neu kreiert wird, doch gleichzeitig nie ganz neu sein kann, da sie vor dem Hintergrund der „Archive“ entsteht.

Petzold (1982a, 164) begründet dies unter Hinweis auf Merleau-Ponty (1945, 1964) mit seinem Konzept des Leibes als „inkarniertem Subjekt“, welcher die Konstante jeder Szene bildet und in dem szenische Strukturen *archiviert* sind. Der Leib gewährleistet in diesem Spiel der Szenen, Szenenfolgen und Rollenkonfigurationen *Stabilität*. Mit dem leiblichen Betreten

der Szene findet Rollenverkörperung statt, der Leib wirkt hier konstitutiv. Der Leib mit seinen Fähigkeiten des Wahrnehmens und Speicherns, des Memorierens und Antizipierens, läßt beim Aufnehmen dieser Informationen ein *Archiv von Stücken, ein Reservoir von Szenen und Rollen* entstehen. Diese Inhalte sind in sozialen Situationen verfügbar und werden in zahllosen Szenen in Koexistenz mit anderen durchlebt, angewandt, geändert, angepasst. In diesen Prozessen werden sie zum „gemeinsamen Besitz“, den Petzold (1982a,164) als Essenz von Sozialisation bezeichnet.

Dies stellt die Grundlage für mögliche **Antizipation** und **Reziprozität** dar. Der Mensch kennt den Verlauf der meisten Stücke, sie sind ihm vertraut. Das Leibgedächtnis mit seinem internalisierten Wissen aus *kollektiven Kognitionen*, Emotionen, Volitionen stattet den Menschen für potentielle Situationen aus, stellt ihm Rollenmuster, Wissen über Szenenkonstellationen und Szenenfolgen bereit und verhilft ihm zu adäquaten Rollenhandeln im szenischen Zusammenspiel. Dies gibt letztendlich Verhaltenssicherheit und Orientierung in sozialen Bezügen. Die im Leib archivierten Szenen und Partituren lassen im Laufe der Entwicklung Konzepte über das eigene „Selbst“ und über die Welt entstehen. Diese Konzepte mit ihren Inhalten können sich im Lebenslauf immer wieder verändern und wandeln, dennoch behalten sie ihren Ausgangspunkt im Bestand der Archive. Der Leib stellt damit die Basis der menschlichen Existenz dar und ist auch Grundlage des „Selbst“, welches Petzold (1982a, 166) als „Leibselbst“, die individuelle organismische Präsenz, bezeichnet, die in ihrer Einmaligkeit dennoch der kollektiven Welt des Biologischen und des Sozialen zugehört.

Das *Leib-Selbst* ruht in sich und zugleich in der Lebenswelt. Es ist nicht ausschließlich über die Strukturen der sozialen Welt konstituiert, doch die Eindrücke von außen treffen auf homologe Strukturen im „Innern“. *Leib-Selbst* und Welt sind ineinander anwesend, hinter die nicht zurückgegangen werden kann. *Das Leib-Selbst* gründet in der *kollektiven Leiblichkeit* und wird von Generation zu Generation fortgeschrieben und Petzold geht noch weiter: „*da es eingewurzelt ist in die Zwischenleiblichkeit der Mutter-Kind-Dyade und aller menschlichen Interaktion, ist es immer ein partikuläres und generelles zugleich, ein Selbst für-sich-mit-anderen, vom Beginn seiner Existenz an*“ (ebda 1982a,166). Die Mutter-Kind-Dyade wird so von vorherein als offene, die dyadische Struktur überschreitende Realität gesehen, als eine „**Polyade**“, in der der Säugling, das Kind, mit mehreren „caregivern“ seines frühen sozialen Netzwerkes interagiert (Petzold 2002b/2004).

Das Leib-Selbst, welches an die natürlichen (endogenen) Reifungs- und Entwicklungsprozesse und an die (exogenen) Einflüsse der Sozialisation gebunden ist, entwickelt sich so immer weiter. Das heißt aber auch, dass seine organismische Dynamik, seine Antriebe und Bedürfnisse bereits zu Beginn sozial gestaltet sind.

Petzold (1982a, 167) geht hier noch hinter dem Selbstbegriff von Moreno zurück.

„*Das Es und die Gesellschaft stehen nicht schon je und unabänderlich in Konflikt, der Leib ruft die Rollen; der 'act-hunger' die Spontaneität, das Bedürfnis der Rollenverkörperung (Moreno, Moreno 1944) verlangt nach Sozialität*“ .

Das Leib-Selbst verkörpert die Rollen, woraus sich im Laufe der Sozialisation das „*Rollen-Selbst*“ entwickelt. Das Rollen-Selbst setzt das Leib-Selbst voraus und ist durch den Vorgang der Verkörperung „mit ihm unlösbar“ verbunden.

3.3 Ich und Identität

Das Konzept des „*Ich*“, welches Petzold (1982a, 168) als das „Selbst in actu“ bezeichnet, ist die Instanz bewusster Wahrnehmung und Handlung, die wiederum aus einer Synergie resultiert und aktiv wirkt. Das „*Ich*“ in Aktion als Synergie *aktionaler Rollen*, entsteht im „Kontakt“, es ist nur ein „flüchtiges Phänomen“, ein Jetzt-Zustand wacher, bewusster *Wahrnehmung und Handlung*. Mit der Ich-Funktion ist der Mensch in der Lage, sich selbst zu erkennen und mit den Augen des anderen wahrzunehmen, die zugeschriebenen Rollen anzunehmen, oder neu zurück zu weisen.

Diese Prozesse von *Identifizierung* (Fremdattribution) und *Identifikation* (Selbstattribution) und ihre kognitive *Einschätzung* (appraisal) und emotionale *Bewertung* (valuation) entstehen immer wieder neu vor dem Hintergrund der persönlichen und gemeinsamen Geschichte und sind immer auch zukunftsgerichtet. **Identität** wird gewonnen, „*indem sich ein Mensch in leibhaftigem Wahrnehmen und Handeln auf dem Hintergrund seiner Geschichte als der erkennt, der er ist (Identifikation) und indem er von den Menschen seines relevanten Kontextes auf dem Hintergrund gemeinsamer Geschichte als der erkannt wird, als den sie ihn sehen (Identifizierung)*“ (Petzold 1982a, 172). Die internalen Bewertungsprozesse sind für beraterische und therapeutische Interventionen von hoher Relevanz (positive und negative Selbstbewertungen, bei denen sich natürlich auch Brücken zu Attributionsprozessen bieten, die unbedingt beachtet werden sollten).

Identität entsteht somit im Zusammenwirken von Leib und Kontext im Zeitkontinuum (vgl. jetzt umfassend Petzold 2001p); in Koexistenz mit seinem Gegenüber in Begegnung und Auseinandersetzung mit ihm gewinnt der Mensch *Sinn* über *Kon-sens-Dissensprozesse*.

Kontext definiert Petzold (1982a, 173) hier als das „interaktionale Feld mit seinem umgebenden sozialen und ökologischen Lebensraum“ (Petzold, Ebert, Sieper 2001).

Identität in seiner gesamten Dimension konkretisiert sich in der leiblichen Begegnung in einem „perspektivischen“ Hier-und-Jetzt unter Einbezug der gesamten Historie (individuelle und kollektive) und der privaten und gesellschaftlichen Zukunft. Petzold (1981f, 1982a, 173) führt hier weiter aus: „*Identität bedeutet, sich im Lebensganzen verstehen zu lernen*“ (ders. 2001p). Dies impliziert für ihn Rückgriff und Vorgriff, Memoriation und Antizipation, Form und Phantasie, Rollenmuster und Rollenkreation und macht natürlich Quergänge zur longitudinalen Entwicklungsforschung, zur „*Entwicklungspsychologie der Lebensspanne*“ notwendig – sie umfasst natürlich auch Statuspassagen und Rollenübergänge (role transitions). Für Supervisionsaufgaben, die Prozesse der mittel- und längerfristigen Beratung, Begleitung und Betreuung unterstützen wollen - etwa Karrierebegleitungen in der Drogentherapie (Scheiblich, Petzold 2005) -, wären diese Perspektiven Grundlagen für eine kompetente Arbeit. Bislang sieht man allerdings in der supervisorischen Literatur keine Anzeichen, dass man sich entwicklungspsychologischen Fragen in der Lebensspannenorientierung auseinandergesetzt hätte, eine Defizienz, die unbedingt verändert werden muss.

Der voranstehend umrissene Prozess der Identitätsbildung verdeutlicht, dass er ein kontinuierliches Geschehen ist, dass eine Langzeitperspektive erfordert. Die in diesem Geschehen stattfindenden Prozesse der *Sinnkonstitution* könnten durch beratende und supervisorische Begleitung substantiell gefördert werden, zumal diese Konstituierung von Sinn aufgrund zunehmender Entfremdungsprozesse in der Gesellschaft bedroht ist. Und so kommt es oft zu einem „Ringens um Sinn“ (vgl. Petzold 1982a, 182; Petzold, Orth 2004a).

Petzold versucht die dabei entstehenden Konflikte zu handhaben, indem er betont, es gehe nicht darum, Differenzierung aufzugeben, sondern darum Verbundenheit in der Vielfalt zu

leben, „bei sich selbst mit anderen“ zu sein, ohne Separierung und ohne Diffusion, sondern ko-existierend (ebd. 1982a, 188).

Damit dieser *Diskurs* möglich wird, hat Petzold eine Integrationsmethodologie - das *Ko-respondenzmodell* - erarbeitet.

3.4 Konstituierung von Identität durch das Ko-respondenzmodell

Unter *Ko-respondenz* versteht Petzold

*„einen synergetischen Prozeß direkter und ganzheitlicher Begegnungen und Auseinandersetzung zwischen Subjekten auf der Leib- Gefühls- und Vernunftebenen über ein Thema unter Einbeziehung des jeweiligen Kontextes und der historischen und prospektiven Dimension. Ziel von Ko-respondenz ist die Konstituierung von **Konsens**, der in **Konzepten** Niederschlag finden kann, die handlungsleitend für **Kooperation** werden. – Voraussetzung von Ko-respondenz ist die wechselseitige Anerkennung subjektiver Integrität, durch die Koexistenz bezeugt und personale Identität bekräftigt wird“ (Petzold 1978c, zit. n. Petzold 1982a, 185). Ko-respondenz erzeugt Konsens-Dissens-Prozesse, ist dissensfreundlich, vertritt eine respektvolle Haltung (Sennet 2002) gegenüber Verschiedenheit, indem ein Konsens darüber, dass man Dissens hat, ein respektvolles Miteinander ermöglichen kann, wie es demokratisch Gemeinwesen zeigen.*

Das **Ko-respondenzmodell** ist ein Konzept, das unter Rückgriff auf die „Intersubjektivitätstheorie“ von Gabriel Marcel und unter Fortführung seiner und Merleau-Pontys „Philosophie der Koexistenz“ sowie Levinas’ Theorie der *Alterität*, der Andersheit des Anderen, erarbeitet wurde, in einen dem Habermas’schen Diskurs verwandten Entwurf (Petzold 1982a,185f). Es bietet für die Praxis sozialinterventiver Prozesse, so auch der Supervision ein konsistentes Handlungsmodell und wird auch grundlegend für eine *Theorie der Kritik*, ohne die z. B. Teamarbeit und Teamsupervision nicht auskommen:

„**Weiterführende Kritik** ist der Vorgang eines reflexiven Beobachtens und Analysierens, des problematisierenden Vergleichens und Wertens von konkreten Realitäten (z.B. Handlungen) oder virtuellen (z.B. Ideen) aus der **Exzentrizität** unter **mehrperspektivischem Blick** aufgrund von legitimierbaren Bewertungsmaßstäben (hier die der Humanität, Menschenwürde und Gerechtigkeit) und des **Kommunizierens** der dabei gewonnenen Ergebnisse in **kor-respondierenden Konsens-Dissens-Prozessen**, d.h. in einer Weise, das die kritisierten Realitäten im Sinne der Wertsetzungen optimiert und entwickelt werden können. Weiterführende Kritik ist Ausdruck einer prinzipiellen, **schöpferischen Transversalität**“ (Petzold 2000a).

Dieses Konzept der „interpersonalen Begegnung und Auseinandersetzung“ wurde für „Einzeltherapie, Einzelberatung“ (eigentlich dyadischen und polyadischen Prozessen, denn es sind neben dem Berater auch immer „virtuelle Andere“ anwesend) ausgearbeitet und natürlich auch für aktionale Projekt- und Gruppenarbeit mit dem Ziel, **Identität** zu erhalten, zu entwickeln und- wo notwendig - wieder herzustellen.

Petzold (1982 a, 185) versteht sein Ko-respondenzmodell als praxis- und alltagsorientierten Diskurs, welcher Konzepte wie Übertragung und Projektion, gruppenspezifische Positionsbildungen (gruppale Machtstrukturen), persönliche Macht, Position und Rollen sowie konkrete Handlungs- und Arbeitszusammenhänge einbezieht.

Gegenstand ist die **reale** Sprech- und Handlungssituation (anders als bei Habermas, der auf eine kontrafaktische **ideale** Sprechsituation abstellt), die vor dem Hintergrund „*komplexer Bewusstheit und engagierter Verantwortung für die Integrität von Menschen, Gruppen,*

„Lebensräumen“ betrachtet wird (Petzold 1980a, 1982a, 185), wobei diese normative Ausrichtung selbst jeweils Gegenstand von Ko-respondenzprozessen wird.

Der Ko-respondenzprozess ist auf zwei Ebenen ausgerichtet.

1. Die interpersonale Ebene

Die Ausrichtung auf die *interpersonale Ebene* hat zum Ziel, in Begegnung und Auseinandersetzung *Sinn* zu konstituieren, intersubjektive Beziehungen zu ermöglichen und Identität zu erhalten und zu entfalten.

2. Die gruppale Ebene

Auf der *gruppalen Ebene* konstituiert sich *Sinn* über die Analyse und Veränderung von Situationen, indem die Prozesse von den Gruppenmitgliedern reflektiert werden (Orth, Petzold 1995). Im fortlaufenden Prozess der Differenzierung wird Komplexität freigesetzt und kann gemeinsam strukturiert und präzisiert werden. In der sich daran anschließenden Phase des Gruppenprozesses, der verbal und aktional (psycho- und soziodramatisch) verläuft, können Erfahrung und Erkenntnisse integriert werden. Auf diese Weise ist es möglich, dass die Gruppe eine neue Stabilität gewinnt, welche die Möglichkeit bietet, bisheriges zu verändern, neu zu kreieren oder gar zu überschreiten (vgl. Petzold 1978b; Petzold, Lemke 1980, 1982a, 186).

An dieser Stelle entsteht ein Zyklus von Reflexion und Handlung, von Theorie und Praxis, von Stabilisierung und Veränderung, von Integration und Kreation, der *Identität* stiftet, bekräftigt und sichert (vgl. auch Theorie-Praxis-Zyklus in Petzold 1992a, 187).

Mit diesem Ansatz wurde eine Grundlage geschaffen, auf dessen Basis Versuche möglich werden, Kontext und Kontinuum so zu gestalten, dass Identität weniger gefährdet und beschädigt wird.

Ko-respondenzprozesse ermöglichen die individuell-biographische und kollektiv-historische Rekonstruktion von Identität durch kooperative Konstruktion der „sozialen Bühne und Szenen“, die wiederum Identität bestimmen. Identität wird dadurch erkennbar und verfügbar und veränderbar. Zukunftsprojektionen können vor dem Hintergrund der Geschichte neu entworfen werden, Rollen die „gespielt“ wurden, können für die Zukunft neu geschrieben werden. Daraus erwächst die Erkenntnis, dass gelebte Rollen existentiell identitätsbestimmend sind und der Mensch damit auch schöpferisch für sich wirkt.

Petzold (ebd. 1982, 187) betont hier abschließend, dass Konzepte zur Rollentheorie und zur Identität in der Moreno-Tradition in die Praxis führen müssen, zu präventiven, psychosozialen und politischen Interventionen, die zum Ziel haben, Integrität von Menschen, Gruppen, Lebensräumen zu schützen, damit sich Identität entfalten bzw. Identität erhalten werden kann. Das nun geht nicht ohne Probleme, Schwierigkeiten, Konflikte, die eine konflikttheoretische Auseinandersetzung erforderlich machen (Petzold 2003b), in der konzeptuell kompetente Supervision nützliche Hilfen bieten könnte. Viele Konflikte spielen sich auf der Ebene konfligierender *mentaler Repräsentationen* ab (ausführlich ebenda), zumeist verbunden mit realen (oft ökonomischen) Interessenskonflikten. Hier soll im Kontext der Thematik dieses Beitrages ein eingegrenzter, aber interventionsrelevanter Bereich aufgegriffen werden:

4. Rollenkonfliktmodelle

Wiswede (1977, 115) beschreibt die Analyse des Rollenkonflikts als eines der zentralen Themen der Rollentheorie. Er verweist hier auf „klassische“ Beiträge von Stouffer/Toby (1949), Toby (1951/52), Seemann (1953) und Parsons (1951).

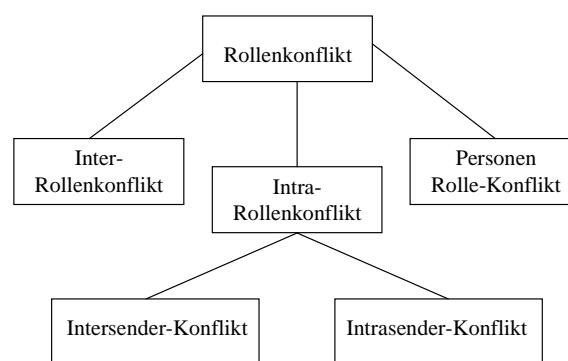
Als Rollenkonflikt bezeichnet er einen „generellen Tatbestand, bei dem widersprüchliche (inkompatible) Rollenerwartungen bestehen“ (ebd. 1977, 115). In der Regel geht man davon aus, dass der Betroffene diese Inkompatibilität auch wahrnimmt, dass sie also nicht lediglich in den Augen eines „objektiven“ Beobachters existiert.

Das Auftreten von widersprüchlichen Erwartungen innerhalb ein und der selben Rolle wird als **Intra-Rollenkonflikt** bezeichnet und kann ein inkonsistentes Rollenset betreffen oder *zwischen* verschiedenen Rollen bestehen, die ein Individuum zu spielen hat, welches als **Inter-Rollenkonflikt** bezeichnet wird und eine inkonsistente Rollenkonfiguration reflektieren kann (vgl. ebd. 115).

So kann beispielsweise eine Stationsleitung im Krankenhaus bei der Ausübung ihrer Berufsrolle einerseits in Widerspruch geraten zu Erwartungen, die ihre unterstellten PflegemitarbeiterInnen an sie herantragen, und andererseits zu Erwartungen, die ihre Vorgesetzten äußern. Als Vertreterin der ArbeitnehmerInnen braucht die Stationsleitung deren Vertrauen, das sie gewissermaßen als „verlängerter Arm“ des Managements immer wieder aufs Spiel setzen muss. Als Mitarbeiterin mit Führungsaufgaben muss sie umgekehrt einen Platz einnehmen, den sie als Interessenvertreterin der ArbeitnehmerInnen ständig gefährdet.

Diese Form von Rollenkonflikten als konfigurative Phänomene zeigen sich besonders im Kontext formalisierter Handlungsbezüge, vor allem im organisationalen Bereich. Dort wurden vermutlich deshalb auch die meisten Konzepte zur Lösung von *Rollenkonflikten* auf diesem Gebiet entwickelt.

In der *soziologischen* Literatur dominiert die Unterscheidung zwischen *Inter-Rollenkonflikt* und *Intra-Rollenkonflikt*, in der *sozialpsychologischen* wird zwischen *Intrasender-Konflikt*, *Intersender-Konflikt*, *Interrollen-Konflikt* und *Person-Rolle-Konflikt* unterschieden. (vgl. Kahn 1964, zit. n. Wiswede, 1977, S. 116). Wiswede bezeichnet die Unterteilung als Erweiterung des dualen Schemas.



Quelle: Wiswede 1997, S.117

Ein Intrasender-Konflikt besteht darin, dass im erstgenannten Fall ein einzelner Rollensender in sich widersprüchliche Erwartungen darüber hegt, wie im Rahmen einer Rolle verfahren werden soll, indem etwa ein Vorgesetzter von einem nachgeordneten Mitarbeiter mit

Führungsverantwortung erwartet, dass dieser unangenehme Arbeitsmaßnahmen umsetzt und gleichzeitig aber als Befürworter dieser Maßnahmen anonym bleibt.

Intersender-Konflikte sind typische Fälle, die in der Regel unter der Bezeichnung von Intra-Rollenkonflikten untersucht werden. Hier handelt es sich häufig um Personen, die an „Knüpfstellen“ sozialer Netzwerke stehen und in ihren verschiedenen Funktionen, Positionen und Rollen wie beispielsweise Qualitätsbeauftragte + Führungsperson + Pflegemitarbeiter, fungieren. Diese geraten häufig in *Rollenkonflikte*, weil hinsichtlich der konkreten Rollenausübung bei verschiedenen Bezugspersonen im System unterschiedliche Erwartungen (offen formuliert oder auch vage aufscheinend) bestehen.

Das Problem der *Rollenambiguität* kann in gleicher Weise entstehen, da den betroffenen Rollenträgern oft nicht klar ist, welche Erwartungen an sie gestellt werden. Hier nun kann die Rollentheorie erheblich durch die Beziehung von Modellen der Attributions- und Kontrolltheorien profitieren, die zu den bestuntersuchtsten Theorieständen der Sozialpsychologie zählen, die in der deutschsprachigen Supervisionsliteratur wiederum völlig ausgeblendet blieben (der Integrative Ansatz ist hiervon ausgenommen).

5. Kausalattribution und Kontrollüberzeugungen

Bei der Attributionstheorie handelt es sich um den „*konzeptionellen Rahmen, innerhalb dessen sich die Sozialpsychologie mit Erklärungen für Verhalten beschäftigt, wie sie von Laien bzw. 'mit dem gesunden Menschenverstand' vorgenommen werden*“ (Fincham, Hewstone 2002, 215).

Im täglichen Leben versuchen die Menschen häufig ihr Verhalten und das der anderen zu erklären bzw. Ursachen für Verhaltensweisen zu finden. Das ist natürlich auch ein Kernanliegen der Supervision bzw. Supervisionsschulen, die sich zu diesem Zweck lieber psychoanalytischen Deutungsschablonen zuwenden, als solide forschungsgestützten Ergebnissen der Sozialpsychologie (Petzold, Schigl et al. 2003). Die Attributionstheorie beschäftigt sich mit dieser umfassenden Klasse von Phänomenen. Die Analysen der Theorien und Forschungsprojekten geht dabei der Frage nach, wann, warum und wie Menschen Attributionen so vornehmen, wie sie es tun, und die gefundenen Antworten bieten fundierte Orientierungen, so dass man sich fragt, wie seriöse Supervision in diesen supervisorischen Kernaufgaben gemacht werden kann, ohne Kenntnis dieser Wissens- und Forschungsstände. Auf Wirksamkeit gerichtete Strategien – etwa zum Patienten-System hin – können ohne dieses Wissen kaum konzipiert werden, und vielleicht liegt hier ja auch eine Ursache dafür, dass sich für die Wirksamkeit von Supervision auf der Ebene des Patienten-Systems in der internationalen Forschungsliteratur keine Nachweise finden (Petzold, Schigl et al. 2003), ja sogar Nachweise für Nicht-Wirksamkeit gefunden wurden (Schay, Petzold et al. 2005).

Attributionstheoretische Untersuchungen befassen sich u.a. mit den Informationen, die Menschen verwenden, um attributiv Bedeutungszuweisungen vorzunehmen, und ob sie systematisch dazu neigen, bestimmte Arten von Erklärungen zu geben. Des Weiteren ist bedeutsam, in welchem Zusammenhang Attributionen zu Gefühlen und zu Motivationen stehen.

5.1 Begriffserklärungen

5.1.1 Kausalattribution

Kausalattributionen „beschreiben den Schlussfolgerungsprozess, durch den Beobachter einen Effekt auf eine oder mehrere Ursachen zurückführen“ (Fincham, Hewstone 2002, 216).

Kausalität als Beziehung ist im eigentlichen Sinn nicht beobachtbar, sondern wird von den beobachteten Menschen erschlossen, d.h. `attribuiert`. Die Sozialpsychologie unterscheidet Attribution und Kausalattribution (als ein Spezialfall von Attribution, vgl. Flammer 1990). Im weitesten Sinne schließt Wahrnehmung immer auch attributive Komponenten ein (vgl. ebenda 1990, 34)

Der Mensch sieht nie die Realität, wie sie ist, und er sieht sie nie vollständig. Er rekonstruiert sie aktiv, selektiv, ggf. hypothesengeleitet. Anstatt der Wahrnehmung wird inspiziert, bestätigt oder vorhandene Hypothesen (Schemata im Sinne von Janet/Piagets) verändert (vgl. ebd.34 f).

5.1.2 Kontrollattribution

Nach Flammer (1990, 35) verhält sich *Kausalattribution* zu Kausalität wie *Kontrollmeinung* zu Kontrolle . Kontrolle ist demnach natürlich auch eine Ursache einer Wirkung. Der Begriff „Kontrollattribution“ meint hier, wenn jemand einer tatsächlich stattgefundenen Wirkung eine bestimmte Ursache (oder mehrere) unterstellt. Wenn präzisiert wird, wer Kontrolle hat, ist Kontrollattribution gemeint, wenn ausgesagt wird, ob man selbst viel oder wenig Kontrolle hat, spricht man von *Kontrollmeinung*.

5.2 Theorien der Kausalattribution

Es soll hier nur ein kurzer, kursorischer Überblick gegeben werden.

5.2.1 Attributionstheorie nach Heider

Fritz Heider (1958) sah den Alltagsmenschen als *naiven Wissenschaftler*, der beobachtbares Verhalten mit nicht beobachtbaren Ursachen in Zusammenhang bringt. Er bezeichnet in seinem klassischen Werk „The Psychology of Interpersonal Relations“ die Grundlagen der Attributionstheorie als einen Teil der Alltagspsychologie. Für ihn ist es entscheidend zu wissen, was die Menschen glauben, weil ihre Überzeugungen das Verhalten steuern. Eine wichtige Frage war für ihn: „Was machen Menschen, wenn sie versuchen, Ereignisse in ihrer sozialen und physischen Welt zu erklären?“ Heider unterschied zwischen „*internalen*“ und „*externalen*“ Ursachen. Das bedeutet, dass die Aufgabe des Beobachters darin besteht, zu entscheiden, ob eine bestimmte Handlung auf einer Ursache innerhalb der ausführenden Person (z.B. Fähigkeit, Anstrengung, Absicht) oder auf einem Faktor außerhalb der Person (z.B. Schwierigkeit der Aufgabe oder Glück) beruht. Das Wissen darüber, welche Gruppe von Faktoren bei der Interpretation des Verhaltens einer anderen Person zur Anwendung kommen sollte, lässt die Welt des Wahrnehmenden vorhersagbarer werden und gibt ihm das Gefühl der Kontrolle. Das sind Vorgänge und Prozesse, die in jedem supervisorischen Geschehen beständig vorkommen, aber die Erkenntnisse des alten Heider sind bei den Supervisoren der deutschsprachigen Supervisionsszene bis heute nicht angekommen. Sein Name fehlt in den Literaturverzeichnissen der wichtigen Standardtexte oder Fachaufsätze der gängigen

Handlung: wie beispielsweise eine Person und ihre Handlung konstituieren die Teile einer Kausaleinheit. Das könnte heißen: Ist eine Handlung moralisch gut, ist es auch die Person und umgekehrt.

Das zweite Schema betrifft die Wahrnehmung von Person und Handlungsprodukt: Handlungen oder Produkte werden von den Eigenschaften der Personen, denen sie zugeschrieben werden, gefärbt. Ein Scherz einer Person, die als albern gilt, erscheint meist als albern – wird derselbe Satz jedoch von einer als geistreich bekannten Person gemacht, erregt er Heiterkeit.

5.2.2 Die Attributionstheorie nach Kelly

5.2.2.1 Das Varianzanalyseschema

Kelly (1967) hat die Differenzierungsmethode von J:S: Mill aufgegriffen und ein Modell der rationalen Bedingtheit von Attributionen vorgeschlagen.

Kelly (1967), geht davon aus, dass der naive Beobachter nach dem Kovariationsprinzip vorgeht. Das bedeutet: Der Effekt wird derjenigen Bedingung zugeschrieben, die vorhanden ist, wenn der Effekt vorhanden ist und die abwesend ist, wenn der Effekt abwesend ist

Er unterschied folgende Variationsdimension als wesentlich:

- Beobachtete, handelnde Personen (P),
- Objekte und Personen, auf die die betroffene Person reagiert (O),
- Umstände oder Zeitpunkte (U).

Diese Bedingungen waren für Kelly entscheidend für die Formulierung drei wesentlicher Attributionsbedingungen:

- Konsens ist hoch, wenn sich viele Personen gegenüber einem O gleich verhalten
- Distinktheit ist hoch, wenn sich P_i nur gegenüber wenigen O so verhält wie gegenüber dem bestimmten O_j
- Konsistenz ist hoch, wenn sich die bestimmte Person P_i zu verschiedenen Zeitpunkten und unter verschiedenen Umständen U gegenüber O_j gleich verhält

An dieser Stelle wurden nun Kombinationen spezifischer Hypothesen über das Zustandekommen typischer Kausalattributionsmuster generiert wie:

- ⇒ Ursachenzuschreibung auf die handelnde Person
- ⇒ Zuschreibung auf das Objekt oder die Objektperson
- ⇒ Zuschreibung auf die Umstände

	Konsensus	Distinktheit	Konsistenz	Attribution
GGH	gering	gering	Hoch	Handelnde Person
HHH	hoch	hoch	Hoch	Objekt/Person
GHG	gering	hoch	Gering	Umstände/Zeitpunkt

Quelle: Flammer 1990, S 38

Die drei Kausalattributionen lauten demnach:

GGH:

Eine Handlung wird kausal dem Handlungsobjekt zugeschrieben, wenn sich diese Person vielen Objekt-Personen gegenüber so verhält (Geringe Distinktheit) und das auch unter unterschiedlichen Umständen (hohe Konsistenz) und wenn sich diese Person darin von anderen Personen unterscheidet (geringer Konsens).

HHH:

Eine Handlung wird kausal einer Objekt-Person zugeschrieben, wenn sich viele Personen (hoher Konsens) dieser gegenüber immer wieder (hohe Konsistenz) so verhalten, aber vielen anderen Personen gegenüber nicht (hohe Distinktheit).

GHG:

Eine Handlung wird kausal einer Situation zugeschrieben, wenn sich eine Person einer Objekt-Person gegenüber nur zu einem bestimmten Zeitpunkt oder nur unter bestimmten Umständen (geringe Konsistenz) so verhält und das Verhalten weder gegenüber andern Personen (hohe Distinktheit) noch bei andern Personen (geringer Konsens) beobachtet werden.

Insgesamt wird das Kovariationsprinzip nach Kelly als sehr rational und plausibel und auch verhältnismäßig gut empirisch gesichert bezeichnet (vgl. Flammer 1990, 39). Es hat unmittelbare Relevanz für die supervisorische Aufklärung von interpersonalen Problemen bzw. Problemen von Menschen in und mit Organisationen.

5.2.2.2 Das Ergänzungsschema

Hier geht es um die Fälle, in denen die Beurteiler nicht die volle Information besitzen, die sie für die Anwendung des Kovariationsprinzips benötigen.

Person A lacht Person B aus, über die Gründe ist nichts bekannt, daraus folgen mehrere mögliche Erklärungen: (1) A ist ein Auslacher; (2) B ist lächerlich; (3) es war grad eine spezielle Situation, in der B lächerlich war. An dieser Stelle beobachtete Kelly einen Notbehelf, das sog. kausale Schema nach Kelly, das von Herkner (1980) als Ergänzungsschema übersetzt wurde.

Für eine vertretbare Kausalattribution werden mehr Informationen gebraucht, aber nicht zwingend zu allen drei Kelley-Dimensionen, denn manchmal lässt sich Information halbwegs sicher erschließen (Flammer 1990, 39). In Bezug auf das obige Beispiel wäre dies eine dazugekommene Information: andere lachen B auch aus (hoher Konsens) und A lacht sonst keine Personen aus (hohe Distinktheit). Daraus könnte geschlossen werden, dass B lächerlich ist (Verzicht auf Konsistenzinformation).

Orvis, Cunningham & Kelly (1975; zit.n. Flammer 1990, 40) konnten aufzeigen, dass ein Minimum von spezifischen Informationen genügen, entsprechend der Ergänzungsschemata auf die Kovariationskonstellationen zu attribuieren.

5.2.2.3 Schema für multiple Ursachen

Wenn für ein Ereignis zwei Ursachen möglich sind und für beide Ursachen die Empirischen Voraussetzungen erfüllt sind, kann es sein, dass beide Ursachen gleichzeitig angenommen werden oder dass nur eines von beiden ausgewählt wird (Kelley, 1972, zit. n.ebd. 40). In

einem Versuch konnte nachgewiesen werden (Kun & Weinert 1973, Cunningham & Kelley 1975, zit.n.ebd.40), dass Versuchspersonen beide Ursachen für notwendig halten, wenn der Effekt außergewöhnlich selten oder stark ist, aber nur eine, wenn der Effekt alltäglich ist. Erbringt ein Schüler gute Leistungen, werden oftmals sowohl die aktuelle Anstrengung (spezieller Umstand) als auch die Begabung (Person) als Ursachen benannt. Kommt es zu einer ganz außergewöhnlichen Leistung, werden meistens beide Ursachen attribuiert. Ist die Leistung eher alltäglich, genügt als Erklärung die eine oder andere Ursache, beide Ursachen gleichzeitig anzuwenden erscheint den Versuchspersonen fast übertrieben.

5.2.3 Dimensionen der Kausalattribution

Mit der Dreifachunterscheidung von Kausalattributionen nach Kelly (handelnde Person, Objekt, oder Objektperson, Umstände oder Zeitpunkt) wird ein großer Teil der Vielfalt von Kausalattributionen abgedeckt. Viele Forschern haben jedoch im Anschluss daran immer neue Unterscheidungsdimensionen eingeführt (vgl. Försterling, 1986, 23-35, zit.n. ebd. 40).

5.2.3.1 Attribution auf internale vs. externale Ursachen

Dieser Ansatz geht auf Heider zurück und gilt als der meist verwendete (vgl. ebd.41) er findet sich auch im Kelley-Ansatz wieder. Wird ein Erfolg *internal* attribuiert, heißt dies für die betreffende Person, dass sie entweder hohe Fähigkeiten oder besondere Anstrengungen unternommen hat. Die *externale* Attribution geschieht häufig dann, wenn die Person ihren Erfolg auf glückliche Umstände, auf die Hilfe anderer oder auf die geringen Anforderungen der Aufgabe zurückführen kann. Diese Dimension dient häufig dazu, Wertungen vorzunehmen: Internal attribuiertes Erfolg/Misserfolg wertet auf oder ab, external attribuiertes Erfolg/Misserfolg lässt die Bewertung weitgehend offen.

5.2.3.2 Attribution auf stabile vs. variable Ursachen

Bei diesem Ansatz, der auch von Heider thematisiert wurde und auch bei Kelley auftaucht (als Konsistenz resp. Inkonsistenz) haben Weinert (et al 1971 zit.n. Flammer 1990, 41) die Dimensionen internale vs. externale Ursachen und stabile vs. variable Ursachen kombiniert und in ein Vierfelderschema gebracht.

Tabelle 3-2
Muster der Kausalattributionen nach B. Weiner

		Ort der Ursache	
		intern	extern
Stabilität der Ursache	stabil	Fähigkeit	Aufgabenschwierigkeit
	labil	Anstrengung	Zufall

Quelle: Flammer 1990, S 41)

5.2.3.3 Attribution auf kontrollierbare v. unkontrollierbare Ursachen

Rosenbaum erweiterte das Weinertsche Vierfelderschema zu einem Achtfelderschema, indem die Kontrollierbarkeit integriert wurde und führte zur Aufspaltung des Gesichtspunktes, da nun zur eigenen Kontrollierbarkeit auch die Kontrollierbarkeit durch andere dazu kam (vgl. Flammer 1990, 42).

Tabelle 3-3
Achtfelderschema nach Rosenbaum (1972; zit. nach Weiner, 1980, dt. 1984, 271)

	kontrollierbar		unkontrollierbar	
	stabil	variabel	stabil	variabel
internal	konstante eigene Anstrengung	variable eigene Anstrengung	eigene Fähigkeit	eigene Müdigkeit und Stimmung; Fluktuation der eigenen Fähigkeit
external	konstante Anstrengung anderer Personen	variable Anstrengung anderer Personen	Fähigkeit anderer; Aufgabenschwierigkeit	Müdigkeit; Stimmung und Fluktuation der Fähigkeit anderer; Zufall

Quelle: Flammer 1990, 42

Perrig-Chiello (1980, zit. n. ebd. 42) konnte mit seiner Untersuchung aufzeigen, dass sich die Dimension der Kontrollierbarkeit besser bewährte als die Stabilitätsdimension. Die Probanden unterschieden sich häufig darin, dass sie entweder Fähigkeit und Zufall (unkontrollierbar) mehr als Anstrengung und Aufgabenschwierigkeit (kontrollierbar) oder Anstrengung und Aufgabenschwierigkeit mehr als Fähigkeit betonten.

Perrig-Chiello stellte später die Kontrollierbarkeitsdimension an die Stelle der Stabilitätsdimension und gelangte damit wieder zu einem einfachen Vierfelderschema.

Tabelle 3-4
Vierfelderschema nach Perrig-Chiello (1980; 1983). Zum Verständnis: Perrig-Chiello sprach von möglichen Aufgaben, deren Schwierigkeit deshalb kontrollierbar ist; Weiner (Tabelle 3-3) sprach von gegebenen Aufgaben, deren Schwierigkeit natürlich nicht (mehr) kontrollierbar ist.

		Ort der Ursache	
		intern	extern
Kontrollierbarkeit der Ursache	kontrollierbar	Anstrengung (labil)	Aufgabenschwierigkeit (stabil)
	nicht kontrollierbar	Fähigkeit (stabil)	Zufall (labil)

Quelle: Flammer 1990, 42)

5.2.3.4 Attribution auf global wirkende Ursachen vs. spezifisch wirkende Ursachen

Die Unterscheidung zwischen Globalität und Spezifität im Rahmen der Attributionstheorie machte Abramson, Seligman & Teasdale (1978 zit.n. Flammer 1990, 43) berühmt. Es gelang ihnen, die Ursachen, die für sehr viele Folgen (tatsächlich oder vermeintlich) verantwortlich sind von denen Ursachen, die nur spezifische Wirkungen haben, zu unterscheiden. Beispielsweise gilt hohe Intelligenz häufig als eine Voraussetzung für sehr verschiedenartige Hochleistungen.

5.2.3.5 Weitere Differenzierungen

Hier geht trotz der Vielfalt von möglichen Varianten um zwei wichtige Unterscheidungen, die von Försterling (1986, 26-27, zit. n. Flammer 1990, 43) entwickelt wurden. Die eine Unterscheidung tauchte bereits bei Heider auf und heißt „distal vs. proximal“ (unmittelbare Ursachen sind proximal, sonstige sind distal), die zweite Unterscheidung bezieht sich auf „einzelne Ursachen vs. Vielzahl von Ursachen“ oder auf eine komplexe Ursache. Mit der Konzentration auf eine einzige Ursache wird normalerweise ein Sachverhalt nicht völlig erfasst, wird jedoch handhabbar.

Dejong, Koomen und Mellenberg (1986) konnten in einer Untersuchung nachweisen, dass neben Internalität vs. Stabilität auch die Faktoren Entschuldbarkeit vs. Unentschuldbarkeit, die hier auch mit Unkontrollierbarkeit vs. Kontrollierbarkeit verglichen wurden, sich als sehr darstellten. Beachtlich war, dass diese Untersuchung genau den dreidimensionalen Ursachenraum bestätigte, den B. Weiner vorgeschlagen hatte und der im diagnostischen Verfahren von Russel operationalisiert ist : Internalität – Stabilität – Kontrollierbarkeit (vgl. Flammer 1990, 45).

5.2 4 Spontanes kausale Denken

Mit den Arbeiten von Heider sowie der Alltagsbeobachtung konnte aufgezeigt werden, dass Menschen tatsächlich eine sehr starke Tendenz haben, die Welt mithilfe von Kausalzusammenhängen zu interpretieren.

Mit verschiedenen Untersuchungen (Kahneman , Tversky 1982; Lau, Russel, 1980; Bettman, Weitz 1983; Staton, 1984; Pyszynski, Greenber, 1981) konnte aufgezeigt werden, dass die Attributionsprozesse genau genommen gar nicht so allgegenwärtig und spontan, sondern eher reaktiv sind (Kuhl, 1983; Heckhausen, 1986, 18 zit. n. Flammer 1990, 46). Es wird davon ausgegangen, dass Attributionsprozesse dann auftreten, wenn die Ereignisse den aktuellen Schemata, mit den dazugehörig implizierten Erwartungen und Wahrnehmungen, widersprechen. Meyer (1988, 144 zit. n. ebd. 46) geht davon aus, dass Attributionsprozesse dann „im Dienste der `Theorievision` stehen, indem sie unsere bisherigen (impliziten) Kausalannahmen erweitern, berichtigen oder vollständig revidieren“.

5.2.5 Attributionsprinzipien und Attributionsprozesse

Wie bereits ausgeführt, verlaufen Attributionen nicht immer so rational wie die Kovariationsprinzipien von Kelley. Abweichungen könnten als systematische Fehler klassifiziert oder – nach Hilton und Slugoski (1986, zit. n. Flammer 1990, 47) - auf eine generelle Interferenzlogik zurückgeführt werden.

5.2.5.1 Das Einschränkungsprinzip und das Proportionalitätsprinzip

Besteht darin, dass die Attributionen immer so ökonomisch wie möglich verlaufen. Ist eine befriedigende Ursachenklärung gefunden, und sei sie noch so einfach, wird im allgemeinen keine weitere gesucht. Mit dieses Einschränkungsprinzip lässt sich aber nicht vorhersagen, welche Ursachen beibehalten werden und welche nicht.

Das Proportionalitätsprinzip besteht darin, dass die attribuierende Person eine der Wirkung proportionale Ursache annimmt.

5.2.5.2 Das Primacy-Prinzip und Auffälligkeitsprinzip

Mit dem Primacy-Prinzip oder das Prinzip des ersten Eindrucks wird erklärt, dass sich eine Tendenz zeigt, die ersten Wahrnehmungen als Basis für die Interpretationen weiterer Ereignisse zu verwenden. Allerdings konnte in weiteren Versuchen (Feldmann und Allen 1975) gezeigt werden, dass der Primacy-Effekt ausblieb und sich ein Recency-Effekt zeigte, wonach die hier die zuletzt aufgeführten Informationen bedeutsamer für die Attribution wurden. Duval und Wickland (1972) und McArthur, Posst (1977) konnten nachweisen, dass in diesem Zusammenhang das Auffälligkeitsprinzip an Bedeutung gewinnt. Nach diesem Prinzip werden die Ursachen vor allem den Faktoren zugeschrieben, die die besondere Aufmerksamkeit der Wahrnehmung auf sich lenken. Dieses Prinzip war bereits in Heiders Erklärung der phänomenalen Kausalität enthalten.

Zwischenzeitlich gibt es dazu Ergänzungen: Das Auffälligkeitsprinzip ist nicht nur von der Stimulus-Konfiguration abhängig, sondern auch von den Erwartungen, Vorerfahrungen und vor allem von zuvor gerade aktivierten mentalen Interpretationsschemata (vgl. Strack, Erber u. Wicklund, 1982, zit. n. Flammer 1990, 50).

5.2.5.3. Konsensprinzip und soziale Abhängigkeit

Roll, Green und House (1977, zit. . ebd. 50) konnten nachweisen, dass viele Menschen glauben, andere Menschen dächten und handelten mehrheitlich wie sie selbst. Ross (1977) erklärte dies damit, dass die meisten Menschen mehr Menschen aus ihrem Milieu, d.h. von ihrer speziellen Art, kennen als andere.

Berscheid et al (1976) konnten nachweisen, dass die Personenwahrnehmung stark davon beeinflusst ist, ob eine bestimmte Abhängigkeit zur beobachteten Person besteht oder nicht. Bei steigender Abhängigkeit (höherer Status) wurde länger beobachtet, stärker mit Personeneigenschaften belegt und sympathischer beurteilt.

In anderen Studien wurde deutlich, dass bei geliebten Personen häufiger *internal* und Misserfolge häufiger *external* attribuiert wurden, jedoch bei weniger beliebten Personen das Gegenteil der Fall war. Gerade in dem berühmten Gehorsamsexperimenten von Milgram (1974, dt. 1983) zeigte sich, die Tendenz dazu, bestrafendes Verhalten gegenüber abhängigen Personen damit zu begründen, dass diesen Personen aufgrund schlechter Lernerfolge Faulheit oder Dummheit attribuiert wurde.

Aufgrund potentiell folgenschwerer Auswirkungen in Berufsfeldern, in denen eine hohe Abhängigkeit besteht, wurden verschiedene Maßnahmen getroffen. LehrerInnen versuchen ihre Schulleistungsbeurteilungen 'objektiv' abzusichern; TherapeutInnen setzen sich bewusst mit Übertragung und Gegenübertragung auseinander; Dorfpolizisten werden nach einer bestimmten Zahl von Dienstjahren versetzt, etc.(vgl. Flammer, 1990, 51) oder man zieht in schwierigen Feldern, etwa der Drogenarbeit oder der Gerontopsychiatrie – wo viele Mißhandlungs-, ja Tötungsdelikte vorkommen – Supervision bei, der man eine

problemvorbeugende oder -verhindernde Wirkung attribuiert (Rosenmayr 1989) – nur: keines dieser vielfältigen Delikte wurde je durch Supervision aufgedeckt (Petzold 2005h).

5.2.5.4 Der fundamentale Attributionsfehler/die Korrespondenzverzerrung

In vielen Untersuchungen konnte gezeigt werden, dass Beobachter personale oder dispositionale Faktoren anscheinend überschätzen und situative Faktoren unterschätzen. Für diese Wahrnehmungsverzerrung bürgerte sich die Bezeichnung fundamentaler „Attributionsfehler“ ein. Eine zentrale Aufgabe von Supervision müsste sein, solche Attributionsfehler aufzuzeigen. Sie kann aber zu ihnen beitragen und unterliegt ihnen zuweilen selbst in mehr oder weniger massiver Weise.

Der „**fundamentale Attributionsfehler**“ beschreibt „*die allgemeine Tendenz, den Einfluss situativer Faktoren zu unter- und den Einfluss dispositionaler Faktoren hinsichtlich der Verhaltenskontrolle zu überschätzen. Diese Verzerrung kann auf der Basis kognitiver, kultureller und linguistischer Faktoren erklärt werden*“ (Fincham und Hewstone 2001, 229).

Korrespondenzverzerrung meint: „die Tendenz, aus beobachtetem Verhalten eines /einer Handlenden auf denen/deren Persönlichkeitseigenschaften zu schließen, auch wenn die Schlussfolgerung nicht gerechtfertigt ist, da andere mögliche Ursachen für das Verhalten vorhanden sind“ (Fincham und Hewstone 2001, 229).

Für diese Korrespondenzverzerrung gibt es mehrere Erklärungsansätze:

Der *motivationale Ansatz* bezieht sich auf die Tatsache, dass uns eine dispositionale Attribution ein Gefühl von Kontrolle vermittelt: Miller, Norman und Wright (1978, zit. n. ebd. 230f) argumentierten damit, dass das Verhalten einer anderen Person uns als wahrscheinlicher erscheint und möglicherweise kontrollierbarer, wenn ihr früheres Verhalten auf ihr zugrunde liegende stabilen Dispositionen zurückführen können. Dies Kontrollfunktion der Attribution hilft uns dabei, eine große Vielzahl von Attributionsphänomenen zu verstehen, die der Intuition widersprechen.

Der *kognitive Ansatz* betont die Wissensgrundlage von Attributionen und die Verarbeitung sozialer Informationen. Bei der allgemeine Erklärung durch **Salienz** wird beispielsweise argumentiert, dass das Verhalten des Handelnden im typischen Fall distinkter ist als die Situation. Eine weitere kognitive Erklärung bezieht sich auf die unterschiedlichen Vergessensquoten für situative und dispositionale Ursachen (vgl. ebd. 230 ff).

Der heuristische Ansatz von Quattrone (1982, zit. n. ebd. 230) vertritt die Auffassung, dass die Menschen zunächst dispositionale Schlussfolgerungen ziehen und dann erst diese Schlussfolgerung in (eher) situative umwandeln.

Von Bedeutung ist auch, dass die Korrespondenzverzerrung durch *kulturelle Unterschiede* beeinflusst wird. In „individualistischen“ Kulturen (z.B. Westeuropa, Nordamerika) sind die Attributionen eher dispositionale und in „kollektivistischen Kulturen eher situativ (vgl. ebd. 231 ff). Die Korrespondenzverzerrung scheint demnach mit einer Vielfalt motivationaler und kognitiver Faktoren in Zusammenhang zu stehen und spiegelt auch eine

dispositionsorientierte „Weltsicht“ bzw. „soziale Repräsentation“¹ (Moscovici, 1981b, zit.n. ebd. 232) wider.

Ein weiter Ansatz nimmt die Korrespondenzverzerrung in den Blick, ob man selbst *Handelnder oder Beobachter* ist. Nach Jones und Nisbett (1972, zit. n. ebd. 232) neigen die Handelnden dazu, ihre Handlungen auf die Situation zu attribuieren, jedoch die Beobachter dazu neigen, dieselben Handlungen auf stabile personale Dispositionen zu attribuieren. Watson (1982, zit. n. ebd. 233) lieferte dazu einen umfassenden Überblick über die Attributionsunterschiede zwischen Handelndem und Beobachter. Der Unterschied wird damit erklärt, dass wir über uns selbst mehr Informationen über unsere Verhaltensweisen in der jeweiligen Situation haben und eben vom Beobachteten nicht. Auch zeigte sich, dass die Fokussierung der Aufmerksamkeit von Bedeutung ist. Storms konnte in einem Versuch zeigen, dass sich die Attributionen von Handelnden und Beobachtern „umkehrten“, wenn den Versuchspersonen eine neue Perspektive vorgeführt wurde: Die Attributionen der Handelnden wurden *weniger* situativ, die der Beobachter *stärker* situativ (vgl. ebd, 233).

5.2.5.5 Selbstwertsteigerung durch Attribution

Im Ansatz der Selbstwertdienlichen Verzerrung wird davon ausgegangen, *„dass Menschen eher dazu neigen, ihre Erfolge auf interne Ursachen wie z.B. ein Fähigkeit zu attribuieren, während sie dazu tendieren, Versagen auf externe Ursachen zu attribuieren wie etwa auf die Schwierigkeit einer Aufgabe. Diese Verzerrung scheint auf kognitive und motivationale Faktoren zurückzugehen und je nachdem, ob es sich um eine öffentliche oder um eine private Situation handelt, anders auszufallen“* (Fincham, Hewstone 2001, 235)

Hier geht es um zwei Verzerrungen, eine selbstwertsteigernde (Anspruch auf Verantwortlichkeit für Erfolg) und eine selbstschützende (Ablehnung der Verantwortung für Misserfolg). Diese Art der Attributionsverzerrung wird auch als „Egotismus“ bzw. self serving bias“ bezeichnet. Die Art der Attributionsverzerrung ist bei allen Menschen vorhanden, unabhängig von Selbstwertbeeinträchtigungen. Miller und Ross (1975, zit. n. ebd. 235) gehen davon aus, dass es nur Belege für die selbstwertstigernde Verzerrung gibt und dass diese Verzerrung durch kognitive Faktoren erklärt werden kann. Jones (1990, zit. n. ebd.237) vertritt die Auffassung, dass Handelnde auch schon vor der Ausführung Attributionsmöglichkeiten bereitstellen, was eine subtilere Form der selbstwertdienlichen Attribution generiert. Diese *proaktive Attributionsverzerrung* wird als „Selbstbehinderung“ bezeichnet. Sie bezieht sich auf die Art und Weise wie Menschen manipulative Faktoren einsetzen um einen etwaig erwarteten Misserfolg zu verschleiern und damit im Anschluss selbstwertunterstützende Erklärungen für drohendes Versagen bereitstellen zu können.

5.2.5.6 Gruppendienliches Verhalten

In vielfältigen Belegen wurde nachgewiesen, dass Attributionsverzerrungen durch Gruppenzugehörigkeit beeinflusst werden. Es zeigte sich, dass für Erfolg und Misserfolg der eigenen Gruppe andere Erklärungen verwendet wurden, als bei der Fremdgruppe (Hewstone, 1990, zit n. ebd. 236). Hewstone konnte nachweisen, dass Mitglieder verschiedener Gruppen (in seinen Versuchen Ethnien) positives Verhalten eher der Eigengruppe attribuieren und der Fremdgruppe eher negatives Verhalten. Diese Muster der gruppendienlichen Verzerrungen werden mit einer kognitiven Grundlage erklärt. Wenn die Mitglieder einer Gruppe von der

¹ „Soziale Repräsentation“ meint: „eine kollektive Überzeugung, die von vielen Mitgliedern der Gesellschaft geteilt wird (z.B. im Hinblick auf Wissenschaft, Religion, Individualismus) und die sowohl die Repräsentation als auch die Transformation von Wissen beinhaltet“ (Fincham,Hewstone 2001, 232).

anderen erwartet, dass sie sich in negativer Weise verhält und sich dies bestätigt, , dann verhalten sie sich durchaus folgerichtig, wenn sie eine interne, stabile Attribution vornehmen. Die motivationale Basis für Intergruppenattributionen ist das Bedürfnis, die eigene Gruppe positiv zu sehen und damit das eigene Selbstwertgefühl zu verbessern, aufrechtzuerhalten bzw. zu bewahren. Intergruppenverzerrungen bei Attributionen können deshalb als Bestandteil eines viel umfassenderen Prozess angesehen werden – der Suche nach einer positiven sozialen Identität. Somit könnten Attributionen zur Entwicklung und Festigung einer positiven sozialen Identität beitragen (vgl. ebd. 238).

5.2.5.7 Das Freiwilligkeitsprinzip

Mit diesem Prinzip wird gezeigt, dass Handlungen desto eher der Person attribuiert werden, je mehr an sich gleichwertige Handlungsalternativen bereitstanden (Jones und Harris 1967, zit. n. Flammer 1990, 54).

5.4.5.8 Erwartungseffekt

Deaux (1976, zit. n. ebd. 54) konnte nachweisen, dass Menschen nicht ohne relevantes Vorwissen an zu interpretierende Situationen herangehen. Dieses Wissen begründet oft Erwartungen oder gar Voreingenommenheit. In seinem Experiment wurde deutlich, dass „typische männliche“ Leistungen, wenn sie von Männer erbracht waren, eher intern attribuiert, erbrachten dies Leistungen Frauen, wurde eher extern attribuiert. Bei „typisch weiblichen Leistungen“ waren die Attributionen genau umgekehrt.

5.2.6 Der Attributionsprozess

Mit dem Ansatz der **sozialen Kognition** wurde im Bereich der Attributionsforschung ein vertieftes Verständnis für den Prozess der *Kausalattribution* erzielt (Smith 1994, zit. n. Fincham, Hewstone 2001, 238). Dafür wurde sowohl die Methodologie als auch die Theorie aus der kognitiven Psychologie entliehen. Wichtig war die Methode der Reaktionszeitmessung zur Untersuchung des Attributionsprozesses. Smith und Miller (1983) stellten fest, Einschätzungen von Absichten und Persönlichkeitsmerkmalen nicht signifikant mehr Zeit in Anspruch nahmen als eine „Kontrollfrage“ über das Geschlecht des Handelnden. Sobald jedoch kausale Schlussfolgerungen erforderlich waren, kam es zum Anstieg der Reaktionszeit. Aufgrund dieser Ergebnisse konnte daraus abgeleitet werden, dass kausales Denken nicht automatisch abzulaufen scheint. Was sich während der Verständnisphase passiert, schien ein einfacher Schluss auf Persönlichkeitsmerkmale zu sein, ohne dass ein Versuch unternommen wird, die kausale Grundlage des Verhaltens zu verstehen.

Diese Erkenntnisse wurden von Gilbert, Pelham und Krulls (1988, zit. n. ebd. 239) in ein „Drei-Phasen-Modell der Attribution“ zusammengefasst, welches an den Gedanken der „Automatizität“ anlehnt.

Dieses Drei-Phasen-Modell beginnt mit der Identifikationsphase als eine notwendige Vorbedingung für jeden Attributionsprozess: Zunächst nimmt der Mensch wahr oder „identifiziert“ was geschieht, bevor die Frage nach dem Warum geklärt werden kann.

Der eigentliche Attributionsprozess beginnt mit der „dispositionalen Schlussfolgerung“, die als eine relativ automatische Operation verstanden wird, die ohne bewussten Gedanken oder bewusste Überlegung und mit geringem bis keinem geistigen Aufwand durchgeführt werden kann (Gilbert, 1998; Uleman, Newman und Moskowitz 1996, zit. n. ebd. 240). Hier deckt sich die bereits oben benannte Tendenz, zunächst auf Persönlichkeitsmerkmale zu schließen. Die

zweite Phase des Attributionsprozesses, die „situative Korrektur“ zeigt, dass hier aufwändige Einschätzungen erfolgen. Gilbert und Kollegen (1988) betätigten dieses Modell mit einer Studie, bei der die Technik der geteilten Aufmerksamkeit zum Einsatz kam. Hier zeigte sich, dass Personen, die während einer Attributionsaufgabe abgelenkt waren, deutlich häufiger intern attribuierten, als Personen, die nicht abgelenkt waren.

5.2.7 Kontrolle und erlernte Hilflosigkeit

Die bisher ausgeführten Erläuterungen erklärten die Ursachen und die psychologischen Prozesse der Ursachenattribution. Die Ursachenattribution orientiert sich an der Vergangenheit und der Gegenwart. Die Kontrolle resp. das Kontrolle-Haben richtet sich auch in die Zukunft. In diesem Ansatz wird der Blick mehr auf die beurteilende Person als auf die verursachende Person selbst gerichtet.

5.2.7.3 Begriffsbestimmung

„Die Hilflosigkeit eines Individuums besteht darin , dass das Individuum eine (wirkliche oder vermeintliche) Nichtkontingenz zwischen Ereignis und eigenem Verhalten feststellt oder eine tatsächliche Kontingenz nicht feststellt (weil diese Hilflosigkeit meistens erworben ist, spricht man oft von gelernter oder erlernter Hilflosigkeit)“ Flammer (1990, S. 59f.)

„Erlernte Hilflosigkeit ist ein Zustand, der durch Lerndefizite, negative Emotionen und passives Verhalten gekennzeichnet ist, wenn Lebewesen lernen, dass ihre Reaktion auf die erwünschten Handlungsergebnisse voneinander unabhängig sind“ (Fincham, Hewstone 200, 252).

Das bedeutet, das Individuum hat gelernt, dass das Eintreten eines bestimmten Ereignisses unabhängig vom eigenen Verhalten ist. Es entsteht dann das Gefühl von Hilflosigkeit - Nicht-Kontrolle.

5.2.7.2 Die Theorie der erlernten Hilflosigkeit

Das Phänomen der Hilflosigkeit wurde zuerst durch Martin E.P. Seligman beschrieben (vgl. Flammer 1990, 57). Er produzierte gelernte Hilflosigkeit an Hunden nach dem triadischen Experiment. Er stellte dabei fest, dass Hunde, die zuvor einem „Hilflosigkeitstraining“ ausgesetzt waren (wiederholte Erfahrung von Nicht-Kontingenz), im Gegensatz zu Hunden, die ein Lerntraining erfahren haben und auch keiner Intervention ausgesetzt waren, in der anschließenden Testphase deutlich schlechter in der Lage waren, ein Vermeidungsverhalten zu lernen. Die Arbeitsgruppe von Seligmann zeigte in nachfolgenden Experimenten, dass die gleichen Mechanismen auch bei vielen anderen Tieren gefunden werden können (Seligmann 1983, Maier und Seligman, 1976, zit. n. ebd. 58). Zwischenzeitlich liegen auch entsprechende Untersuchungen an Menschen vor, wobei hier mit Begriffsbildungsaufgaben etc. geforscht wurde.

5.2.7.3 Folgen von Hilflosigkeit

Seligman konnte in vielen weiteren Experimenten mit Menschen und Tieren feststellen, dass die massive Erfahrung der Unvermeidlichkeit von unangenehmen Ereignissen das künftige Lernen von Vermeidungs- und Fluchtreaktion, auch in neuartigen Situationen, häufig beeinträchtigt und teilweise unmöglich macht.

Weiter zeigte sich, dass solche Erfahrungen auch Auswirkungen auf mehreren Ebenen zur Folge haben.

Seligman fasst diese zusammen als

- (a) kognitive
- (b) emotionale
- (c) motivationale Konsequenzen

Die *kognitiven Folgen* der Hilflosigkeit sind für Seligman das Phänomen, dass die Tiere und Menschen nicht mehr in der Lage sind, neue Zusammenhänge zwischen Ereignissen wahrzunehmen, z.B. auch nicht zwischen Verhalten und Folgen – die Lernfähigkeit wird eingeschränkt.

Die *emotionalen Folgen* der Hilflosigkeit sind Furcht bis hin zu Resignation bzw. Depression. Je bedeutsamer der Kontrollbereich ist, desto stärker sind die emotionalen Folgen der Hilflosigkeit. Auch konnte gezeigt werden, dass die Angst selbst Bewältigungskapazität bindet und in Folge die Fähigkeit der Aufgabenlösung beeinträchtigt, was bedeutet, dass die kognitiven Folgen von Hilflosigkeit noch verstärkt werden (Miculincer 1989, zit. n. Flammer 1990, 62).

Die *motivationalen Folgen* der Hilflosigkeit münden schließlich in Passivität. Die Überzeugung der Nichtkontrollierbarkeit machen jedes Wirkverhalten sinnlos. Nach Seligman fällt der Organismus in Passivität, neue Kontrollerfahrungen werden dadurch a priori unmöglich, selbst wenn die neue Situation kontrollierbar wäre.

5.2.8 Hilflosigkeit als Attribution

Eine attributionstheoretische Neuformulierung der Theorie der Hilflosigkeit stammen von Abramson, Seligman, Teasdale (1978) und Abramson, Barber, Seligman (1980). Wichtige Anstöße für diese Arbeiten gaben Heider, Rotter und Weiner (vgl. Flammer 1990, 66).

Bereits im Vorschlag von Seligman (1975) basierte Hilflosigkeit auf der kognitiven Repräsentation der Unabhängigkeit von Ereignissen von persönlichem Verhalten. Es zeigt sich künftig, dass manche mentale Repräsentationen nicht genau der Wirklichkeit entsprechen muss: Mann kann sich beispielsweise täuschen und auf der Basis solcher Täuschungen sein Handeln realitäts-unangepasst planen und ausführen. Aus der Nichtkontingenz einzelner Ergebnisse auf die Nichtkontingenz anderer Ergebnisse zu schließen, ist nicht ohne Irrtumsrisiko möglich. Mit der Generalisierung werden die Erkenntnisse zwar erst wirklich „mächtig“, jedoch zeigt sich oft, dass Generalisierungen ungerechtfertigte Pauschalisierungen sind.

Vor diesem Hintergrund wurden attributionstheoretische Differenzierungen zur Theorie der Hilflosigkeit herausgearbeitet.

5.2.8.1 Persönliche vs. Universelle Hilflosigkeit

Die *persönliche vs. universelle Hilflosigkeit* (Internalität) wurden von Abramson et al (1978) thematisiert. In ihrem Versuch stellte sich heraus, dass Probanden gelegentlich in einer Aufgabe hilflos wurden, die Aufgabe als unlösbar behandelten und sich nicht mehr anstrebten. Bei einem Nachbefragen zeigte sich weiter, dass sie zwar die Aufgabe für irgendwie lösbar hielten, aber nicht für sich selbst – *persönliche Hilflosigkeit*.

Universelle Hilflosigkeit zeigte sich in der Annahme, wonach eine Person glaubt, alle anderen Menschen könnten eine bestimmte Wirkung auch nicht erzielen oder eine bestimmte Aufgabe auch nicht lösen.

Abramson et al. (1978, 55, zit. n. Flammer 1990, 67) betonten, dass die kognitiven und motivationalen Folgen (verringertes Selbstwertgefühl) persönlicher Hilflosigkeit die gleichen seien wie jene der universellen Hilflosigkeit, nicht aber die emotionalen. Wird die Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls durch persönliche, nicht aber durch universelle Hilflosigkeit gesondert berücksichtigt zeigt sich neben der kognitiven, motivationalen, emotionalen Auswirkung von Hilflosigkeit auch noch die selbstwertgefühl-bezogene (Peterson, Seligman 1984, zit. n. ebd. 68).

Universelle Hilflosigkeit zeigt sich manchmal als „Nichtkontrollierbarkeit“ eines Ereignisses. Wer keine Kontrolle über kontrollierbare Ereignisse hat, ist an dieser Stelle hilflos. Ist das Ereignis aber an sich nicht kontrollierbar, dann ist Hilflosigkeit universell. Kontrollüberzeugungen als Voraussetzung und Folge wurden von Klein, Seligman 1976 und Miller, Seligman 1975 untersucht. Sie konnten aufzeigen, dass die Erwartungsänderung nach Erfolg höher ist bei vorausgehenden Attribution von internal bedingter Hilflosigkeit, als bei vorausgehender Attribution von external bedingter Hilflosigkeit.

5.2.8.2 Chronische vs. vorübergehende Hilflosigkeit

Abramson et al (1978) gingen davon aus, dass die Hilflosigkeit manchmal nur kurz und manchmal anhält. Dies Tatsache konnte mit der Theorie der Hilflosigkeit nicht erklärt werden. Mittels Attributionstheorie führten Weiner et al (1971) die Dimension der *Labilität* vs. *Stabilität* angewandt auf die Kontrolle ein. Stabile Kontrolle resp. Hilflosigkeit ist dauerhaft, labile ist vorübergehend. Stabile internale Kontrollvoraussetzungen (beispielsweise attraktiver Körperbau, Intelligenz) führen, wenn sie nicht vorhanden sind, zu chronischer Hilflosigkeit oder chronischer Kontrollmeinung. Labile internale Kontrollvoraussetzungen (beispielsweise Müdigkeit, kleine Verletzungen) sind aufhebbar und nicht langfristig hinderlich. Auch können externe Faktoren stabil (Niveau des Gegners in einem Wettkampf) oder labil (das Wetter, die Stimmung eines sportlichen Gegners) sein.

5.2.8.3 Globale vs. spezifische Hilflosigkeit

Eine Kontrollvoraussetzung ist desto globaler, je mehr verschiedene und je größere Handlungsbereiche sie betrifft. Globale Hilflosigkeit wird als bedrohender erlebt als spezifische.

5.2.8.4 Attribution der Veränderbarkeit von Bedingungen und der Wichtigkeit des Zielbereichs

Hier ist entscheidend die Einschätzung der grundsätzlichen Veränderbarkeit von Bedingungen (indirekte Kontrolle) sowie die Wichtigkeit des Zielbereichs. Ist der als unkontrollierbar erlebte Bereich besonders wichtig, hat dies Auswirkungen auf das Ausmaß der Folgen der Hilflosigkeit. Unwichtige Bereiche haben weniger Auswirkungen als wichtige.

5.2.8.5 Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit

Hoffnungslosigkeit ist ein Spezialfall von Hilflosigkeit. Es entsteht Hoffnungslosigkeit, wenn ein unangenehmes Ereignis *sicher auftritt* (oder ein angenehmes Ereignis sicher nicht auftritt)

und die Hilflosigkeit *universell (extern), stabil und global* attribuiert wird. Diese Form der Attributionskonstellation entwickelte sich auf der klinischen Erfahrung mit Depressiven.

5.2.9 Der Attributionsstil nach Seligman

Hilflosigkeit stellt sich aufgrund bestimmter Erfahrungen ein und ist zudem abhängig von der aktuellen Kausalattribution bestimmter Ereignisse.

Es zeigte sich, dass nicht jeder neue Situationen völlig neuartig beurteilt. Aufgrund von Ereignisserien und kognitiven Gewohnheiten bildet sich bei den Menschen eine Tendenz aus, verschiedenartige Ereignisse individuell ähnlich zu erklären. Daraus entstehen interindividuell verschiedene und intraindividuelle ähnliche oder konsistente Muster der Kausalattribution und dadurch Kontrollmeinung. Seligman bezeichnete diese Muster als Attributionsstile.

Die entscheidenden Dimensionen dieser Attributionsstile wurden von Peterson, Semmel, von Baeyer, Abramson, Metalsky u. Seligman (1982) in der Trias *Internalität – Globalität – Stabilität* zusammengefasst und als Messinstrument in einem Fragebogen operationalisiert (vgl. Flammer 1990, 74). In verschiedenen Studien wurden diese Stile nachgewiesen, bedeutsam ist jedoch, dass solche Attributionsstile nicht über alle Lebensbereiche eines Individuums hinweg generalisierbar sind, sondern von einem „moderate level of specificity“ auszugehen ist.

Attributionsstile sind wesentlich, weil sie das Handeln von Menschen besser erklärbar machen, nicht zuletzt das Handeln in spezifischen Rollen, womit eine Rückbindung der attributions- und kontrolltheoretischen Ausführungen an die Rollentheorie erfolgen kann. Es dürfte überdies deutlich geworden sein, dass das Thema „Rollenkonflikte“ durch die Attributionstheorien in ausgezeichneter Weise erhellt werden kann, da in diesen Konflikten in nachdrücklicher Weise Attributionsvorgänge zum Tragen kommen. Die supervisorische Analyse solcher Konfliktkonstellationen mit einem rollentheoretisch und attributionstheoretisch unterfangenen Wissensfundus wird eine ungleich differenzierte Situationsbeurteilung und solidere Interventionsbegründung bereitstellen können als eine alleinige Abstützung durch psychoanalytische Konfliktthesen.

6. Das Rollenkonzept in seiner Bedeutung für die Praxis der Supervision

Petzold kritisiert (1998a, 380), dass im Feld der Supervision der Begriff Rolle in der Regel höchst unspezifisch und nicht sozialwissenschaftlich fundiert gebraucht wird, oft nur als bloße Leerformel wie in der Rede von „Rollenberatung“, bei der weder klar ist, ob es eher um Status/Position geht oder auf welche Rollentheorie man sich bezieht oder wie ein Assessment von Rollenrepertoire und Rolleninventar, eine Einschätzung der Rollenentwicklung etc. vorgenommen wird. Aufgrund inkonsistenter oder diffuser rollentheoretischer Bezugnahme ist oft nicht ersichtlich, ob „eine Rolle beraten“ wird oder eine *Person* mit Bezug auf ihre *Rolle* oder ihren *Status* oder ihre *Position*, ihr *Rollensystem*, ihre *Rolleninteraktionen*, *Rollenfunktionen* auf *Rollenepisoden*, *Skripts*, *Rahmen* etc., nicht zu reden von einer Analyse der mit diesen Konstellationen einhergehenden Attributionsvorgängen bzw. Attributionsfehlern.

In der Rollentheorie wie in den Attributionstheorien liegt es nicht anders als in anderen Theorieentwicklungen: es finden sich verschiedene Strömungen und Richtungen, was das Verständnis nicht immer einfach macht. Es liegt in einer solchen Situation aber auch ein Reichtum an Differenzierungen. Probleme ergeben sich indes, wenn man über ein Gebiet

keine hinreichende Übersicht hat und sich dann für eine Richtung entscheidet, zugleich sich damit gegen andere, vielleicht nützliche Strömungen. Rollentheorien mit den angrenzenden Gebieten der Identitätstheorie (van Wijnen, Petzold 2003), Attributions- und Kontrolltheorien (Eichert, Petzold 2003) sind für seriöses supervisorisches Handeln, für eine supervisorische „Praxeologie“ (= Wissenschaft von der Praxis, vgl. Orth, Petzold 2004) unverzichtbar.

Die Rollen- und Identitätstheorie von Petzold (2001p, Petzold, Mathias 1982, Wijnen, Petzold 2003) hat die Aufgabe in Angriff genommen, ein *supervisionsrelevantes begriffliches Netzwerk* zu schaffen, mit dem man in supervisorischen Situationen sehr gut arbeiten kann. Als Kernkonzepte hat Petzold (1974a) hier folgende herausgearbeitet:

»Institutionen: Durch gesellschaftlichen Konsens und Gesetze installierte Einrichtungen, die für die Gesellschaft Arbeit leisten, für sie Entlastungsfunktion (A. Gehlen) haben, über hohe Enttäuschungsfestigkeit, hierarchische geregelte *Statusstellen*, Binnenbeziehungen (zumeist gesetzlich festgelegt, s. Dienstweg, Beamtenrecht), normierte Rolleninteraktionen und geringe Flexibilität verfügen.

Organisationen: Soziale Einheiten, die sich im gesellschaftlichen Rahmen ausgebildet haben und Produkte, Aufgaben und Dienstleistungen in der Gesellschaft innerhalb des allgemeinen Rechtsrahmens anbieten, um davon zu leben und zu überleben. Organisationen sind dynamisch, wenig festgelegt, haben hohe Flexibilitätspotentiale, was auch die *Positionen* in den Organisationen und die möglichen Rolleninteraktionen anbetrifft.

Status: Der von R. Linton im Rahmen struktureller Anthropologie geprägte Begriff wird als strukturelle Stelle in einer Statushierarchie im Rahmen einer *Institution* mit entsprechenden rechtlichen Festlegungen (Rechte Pflichten, Befugnisse, Macht, kleine Ermessensspielräume) gesehen (zu unterscheiden vom rein umgangssprachlichen Gebrauch von Status als Ansehen)
Beispiele für einen Status: Oberarzt, Pflegedienstleiter, Ministerialdirektor etc.

Position: Auf T. Newcomb und R. Merton zurückgehende im Rahmen soziologischer Theorienbildung vertretene Konzeption, verwendet zur Kennzeichnung einer Stelle in der Struktur einer *Organisation*. Eine **Position** ist mit einem spezifischen *Portfolio* versehen, rechtlich wenig festgelegt mit potentiell großen Ermessensspielräumen.
Beispiele für Positionen: Abteilungsleiter, Einkäufer etc.

Rolle: a) aus **soziologischer** Sicht (Makroperspektive): die *Verhaltenserwartungen*, die an eine *Person* mit einem spezifischen gesellschaftlich festgelegten Profil (Typifizierung) ggf. auf einer bestimmten *Position* oder *Statusstelle* in ihrer *Interaktion* mit anderen Personen und anderen Profilen gerichtet werden, denn *Rollen sind konfiguratив*. Die *Erwartungen* müssen als konkretes *Verhalten verkörpert* werden – die Rolle ist ihm „auf den Leib geschrieben“, „in Fleisch und Blut übergegangen“. Beispiele: Lehrer und Schüler, Lehrer und Lehrerkollege, Lehrer und Eltern; Schwester und Patient, Schwester und Arzt oder Angehöriger etc..

b) aus sozialpsychologischer Sicht (Meso- und Mikroperspektive): die Attribution spezifischer Verhaltensweisen an eine Person in ihrer Interaktion mit anderen Personen und deren Interaktionsverhalten, eine sozialbehaviorale Perspektive, die die konkreten Verhaltensweisen, Rollenverhalten fokussiert. Vom alltagssprachlichen Gebrauch des Begriffs Rolle etwa im Sinne einer „Theaterrolle“ ist das soziologische bzw. sozialpsychologische Rollenverständnis zu unterscheiden).

c) aus integrativtheoretischer Sicht in Verbindung der vorgenannten Konzepte sind Rollen die *Verkörperung/Verleiblichung* von gesellschaftlichen, als „kollektive mentale Repräsentationen“ (S. Moscovici) fixierten und typifizierten (A. Schütz) Muster geistiger, seelischer, somatomotorischer Art. Sie konvergieren in der *Rolle*, so wie sie als soziale Erwartungs- oder Zuschreibungsstrukturen in *Kontext/Kontinuum*, in *Situationen*, sozialen Netzwerken, Organisationen, Institutionen, d. h. auf „sozialen Bühnen“ generiert wurden, wo sie sich in Stücken/Skripts über die Zeit hin inszenieren.

Role talking: Mentale Übernahme eines Rollenmusters, *Rollenkompetenz*, Rollenwissen

Role playing: in konkreter *Performanz* gespielte Rolle.

Role creating: durch Phantasie und Erfindungsgeist erdachte, neue Rollen oder Rollenfunktionen

Bühne/Situation: Begriffe die auf W.I. Thomas (*Situation*) und auf J. L. Moreno oder E. Goffman (*Bühne*) zurückgehen und den subjektiv erlebten *Kontext* von Personen bezeichnen, später von Petzold um die Zeitdimension ergänzt (*Kontext/Kontinuum*)

Drehbuch/Skript/Narrativ: Begriff, der die Kontinuumsdimension des Rollenhandelns in Situationen, in denen eine Szene auf die andere folgt, umfaßt und eine soziologisch-dramatistische (K. Burke) und erzähltheoretische Tradition hat, die vom Autor mit den Begriffen *Narration* (aktionale Spielsequenz) und *Narrativ* (strukturgebendes Muster im Spiel) theoretisch gefaßt wurde (Petzold 2001b, 2003g). Beispiel: lautstarke Auseinandersetzung zwischen einem Mann und seiner Frau (*Narration*), in der sie von Anfang an sich als Unterlegene, in einem Macht-Ohnmachts-Muster gefangene (*Narrativ*) zeigt – wie immer in solchen Krächen (*Script*).

Rolle/Status/

Position : Rollen werden auf *Statusstellen* in *Institutionen* oder im Rahmen von *Positionen* in Organisationen gespielt. Beispiele: Status: Oberarzt, Rolle: Arzt; Status: Konrektor, Rolle: Lehrer – Position: Abteilungsleiter, Rolle: Manager; Position: Chefsekretärin, Rolle: Sekretärin; Position: Projektleiter, Rolle: Ingenieur etc. Position und Status sind weitgehend „funktionale Äquivalente“.

Funktion/Rollenfunktion: Rollenfunktionen sind Verhaltenssequenzen innerhalb des Rollenhandelns in den jeweiligen Rollenkonfigurationen. Beispiele: *Funktionen* in der *Rolle* des Lehrers sind: Ermunterer, Kritiker, Vorbild, Begleiter usw.; in der *Rolle* der Mutter finden wir etwa die *Funktionen* der Trösterin, Spielgefährtin, Pflegerin etc.; eine Person in der *Rolle* des Arztes mit dem *Status* eines Oberarztes kann als *Rollenfunktionen* gegenüber den Assistenzärzten haben: Ausbilder, Mentor, Ermutiger, Kritiker, Mahner. Oft werden *Rollenfunktionen* fälschlicherweise (in der Supervisions-, Coaching-, Managementliteratur) als *Rollen* bezeichnet.

Status/Rolle: Zuweilen fallen *Rolle* und *Status* zusammen. Beispiel: eine Frau in der sozialen *Rolle* der Mutter erhält in einem Sorgerechtsprozess auch den rechtlichen *Status* einer Mutter als Rechtssubjekt, aufgrund dessen ihr das Sorgerecht zugesprochen wird. Oder: ein erkrankter Mensch in der Patientenrolle hat auch den rechtlichen Status eines Patienten als „Leistungsberechtigter“ usw.

Rollenkonflikte: Inter- oder Intra-Rollenkonflikte werden unterschieden als divergierende (Rollen)Erwartungen an eine Person auf einer bestimmten Position (z.B. Arbeiter an Vorarbeiter, Betriebsleitung an Vorarbeiter) und als divergierende innere Rollenerwartungen und äußere Rollenperformanzen (z. B. Mutter und Berufstätige).

Status-/Rollenkonflikt: Eine Person in der Rolle des Arztes ist Mediziner geworden, um Menschen zu helfen, erhält des Status des „leitenden Arztes“, der mit sehr viel Verwaltungsarbeit verbunden ist. Er hätte lieber mehr Zeit für Patienten, muß administrative Strategien durchsetzen, die seinem Ethos als Arzt widersprechen und gerät damit in einen Rollen-/Statuskonflikt.

Rollenrepertoire: Die im aktuellen Lebenskontext, den sozialen Netzwerken, realisierten, „gespielten“ Rollen.

Rolleninventar: Aktuell nicht gespielte Rollen, die – weil archiviert – reaktualisiert werden können. Beispiele: Mutterrolle in der Großmutterrolle.

Mit einem solchen begrifflichen Netzwerk, wie es in der „Integrativen Rollentheorie“ aufgrund der Auswertung der verschiedenen Rollentheorien erarbeitet wurde, lassen sich supervisorische Prozesse in der Praxis nachhaltig fundieren. Situationen werden transparenter und damit interventiv besser bearbeitbar.

Identität: Rollenrepertoire und Rolleninventar, das Gesamt der Rollen einer Person, die als Verhaltenserwartungen, Identitätsattributionen leibhaftig verkörpert wurden, bilden eine Seite der Identität: *externale Identifizierungen* – „Das bist Du, so bist Du!“ -, die *internal* kritisch kognitiv geprüft (*appraisal*) und emotional bewertet (*valuation*) und mit *internalen Identifikationen* belegt werden – „So bin ich!“ Identität kann viele Facetten haben, eine Person hat viele Seiten ihrer Identität, ggf. auch mehrere Identitäten als eine „reiche Persönlichkeit“ und nicht als Ausdruck von Pathologie.« (Petzold 1974a).

Rollentheorien, Status- und Skripttheorien (Schank, Abelson 1977; Petzold 1979k, Petzold, Mathias 1982) müssen – wie das voranstehend geschah - auf den Kontext von Supervision zugeschnitten und mit anderen supervisionsrelevanten Theorien „konnektiviert“ werden. Dann werden sie für Supervisoren höchst nützliche Instrumente.

6.1 Der Begriff Supervision im integrativen Ansatz

Zunächst soll kurz auf den Begriff Supervision im Integrativen Ansatz eingegangen werden, um im Anschluss die Dimensionen von Supervision und Beratung aufzeigen zu können.

Supervision im *Integrativen Ansatz* wird definiert als

„ ein praxisgerichtetes Reflexions- und Handlungsmodell, um komplexe Wirklichkeit mehrperspektivisch zu beobachten, multitheoretisch zu integrieren und methodenplural zu beeinflussen. Sie ist auf die Generierung flexibler, inter- und transdisziplinär fundierter theoretischer Erklärungsmodelle gerichtet, um die Förderung personaler, sozialer und fachlicher Kompetenz und Performanz von Berufstätigen zu ermöglichen und Effizienz und Humanität professioneller Praxis zu sichern und zu entwickeln. Sie verwendet hierfür ein breites Spektrum sozialwissenschaftlicher Theorien und greift auf erprobte Methoden psychosozialer Interventionen zurück“ (Petzold 1990g, zit. n. Petzold 1998, 28).

Es handelt sich hierbei um ein von Petzold (1998a, 28) entwickeltes mehrperspektivisches Modell, welches unter Einbezug amerikanischer Ansätze wie dem „*System Approach to Supervision*“ von Holloway (1995) und dessen Erweiterung um die „*dynamic systems perspective*“ von Kelso (1995) und Haken (1995) entstanden ist.

Dieses mehrperspektivische Modell enthält 15 verwandte Variablen/Faktoren des Integrativen Supervisionsansatzes (vgl. ebd. 1998a, 28), auf deren Grundlage es möglich wird, den supervisorischen Prozess in seinem Verlauf, seiner Dynamik und in seiner Struktur komplex zu beobachten.

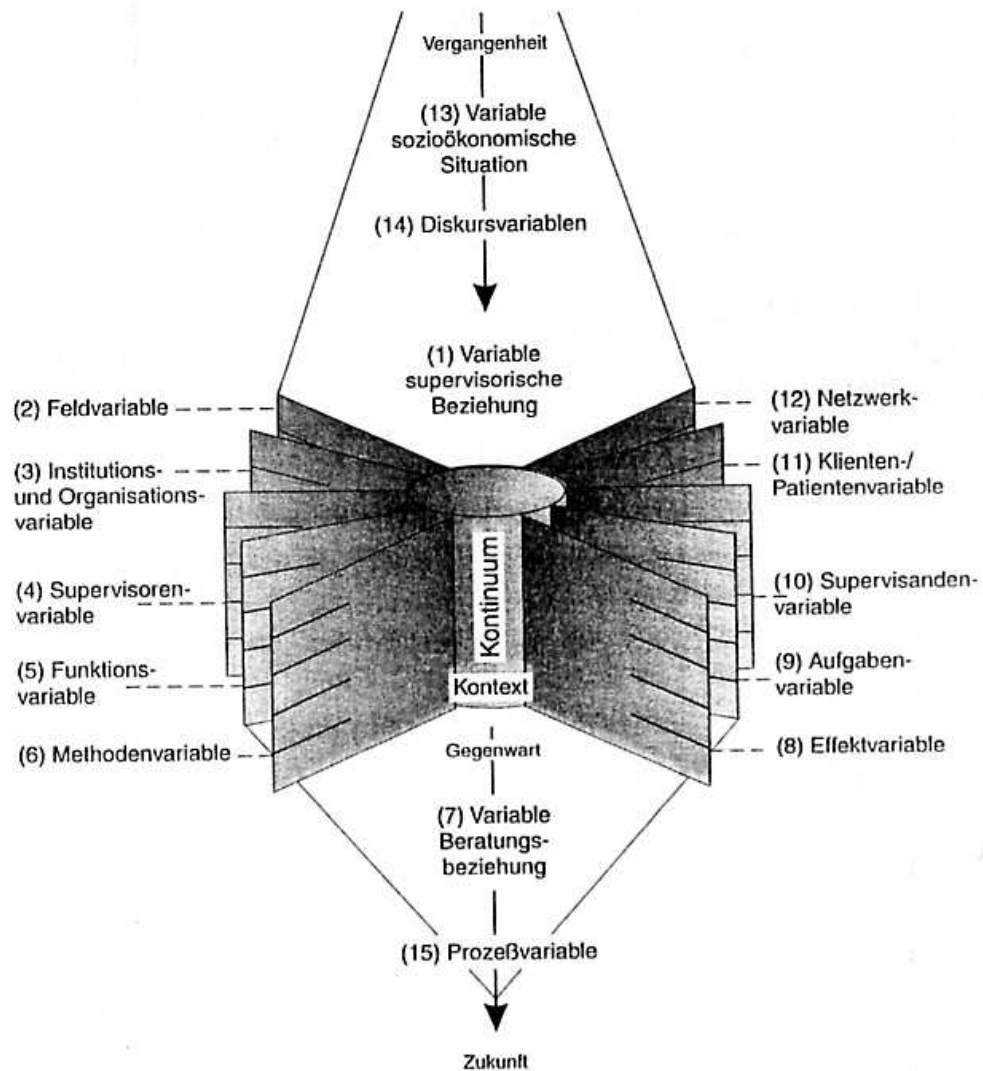


Abbildung: Der integrative, mehrperspektivische, «Dynamic Systems Approach to Supervision» (Petzold). Das Diagramm nach Holloway(1995 S. 90) wurde erweitert um Faktoren 2,6,8,12,13,14 und um 15 (die Kontinuums- und Prozessdimension), (Petzold, 1998, S. 29)

Nachfolgend werden diese 15 Variablen kurz aufgezeigt, wobei auf die speziellen Inhalte hier nicht eingegangen wird. Nur die Variablen 3, 9 und 14 werden kurz erläutert, da sie ganz speziell für das Thema von Bedeutung sind.

- (1) Variable supervisorischer Beziehung (the supervising relationship – core faktor I)
- (2) Feldvariable (the field – context faktor)
- (3) Institutions- und Organisationsvariable (the institutions/organization – context faktor)
- (4) Supervisorenvariable (the supervisor-personal faktor)
- (5) Funktionsvariable (the function of supervision – tchnical faktor)
- (6) MethodenvARIABLE (the methods of supervison – tchnical faktor)
- (7) Variable Beratungsbeziehung (the supervisee/client relation – core faktor II)

- (8) Effektvariable (the effects of supervision – technical factor)
- (9) Aufgabenvariable (the tasks of supervisions – technical factor)
- (10) Supervisandenvariable (the supervisee – personal factor)
- (11) Klienten-/Patientenvariabel (the client/patient – personal factor)
- (12) Netzwerkvariable (the social network of the client – context and personal factor)
- (13) Die Variable: Sozioökonomische Situation (socioeconomic situation – global factor)
- (14) Diskursvariablen (relevant discourses – global factor)
- (15) Prozeßvariable (the process-factor)

Bei Variable 3, Institutions- und Organisation ist von Bedeutung, dass Patienten in der Regel in Institutionen behandelt und Klienten zum Teil in Organisationen betreut werden. Dabei ist für SupervisorInnen wichtig, dass sie diese Bedingungen der Institution (Krankenhaus, Heim) oder der Organisation (kirchliche, freigemeinnützige Verbände, Vereine und Beratungsfirmen) versteht und sich darüber im klaren ist, welche Auswirkung diese auf das Handeln der Patienten/Klienten als auch der dort Tätigen hat und welche Folgen daraus entstehen können.

Variabel 9, Aufgaben meint, dass Supervision neben mehreren Funktionen auch verschiedene Aufgaben hat, die den Prozess bestimmen wie:

- Förderung von Beratungsfertigkeiten
- Strukturierung der Klientensituation
- **Handhabung der professionellen Rolle**
- Förderung der emotionalen Bewusstheit
- Selbsteinschätzung
- Handhabung der Berater/Klient-Beziehung und der in ihr auftauchenden Beziehungsmodalitäten und psychodynamischen Faktoren (Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand, Abwehr)
- Handhabung der eigenen Psychodynamik (Eigenübertragung, Gegenübertragung, Viationen, Förderung der Fähigkeiten zur theoretischen Explikation des Geschehens)
- Förderung des Verständnisses von Kontexteinflüssen als mikroökologischen Faktoren

Variable 14, Diskurs, gewinnt hier ihre Bedeutung darin, dass in Bezugnahme auf das „Diskurskonzeptes“ von Michel Foucault (1974, zit. n. Petzold 1998a, 33) davon ausgegangen wird, dass globale Faktoren, deren Kenntnis für das Verständnis des Klientensystem, der Situation eines Patienten, der Arbeitsbedingungen eines Teams und das Funktionieren einer Institution von zentraler Bedeutung sind. Deshalb ist es wichtig, dass diese Diskursbedingungen, die im supervisorischen Prozess, in der supervisorischen Beziehung und Beratungsbeziehung wirksam sind, aufgedeckt werden. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte dieser Einrichtungen, den normativ wirkenden Systemen, den gesellschaftlichen, ökonomischen und historischen Einflüssen ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig, da diese immer konstitutiver Bestandteil des Handelns aller Personen (Supervisanden, Klienten, Supervisoren) im Kontext des Supervisionsprozesses sind.

6.2 Die Handhabung der professionellen Rolle

Was könnte nun Handhabung der professionellen Rolle bedeuten und vor welchem Hintergrund wirkt die Rolle?

Hilarion Petzold hat mit seiner integrativen Rollentheorie und seinen Konzepten zu einer integrativen Persönlichkeitstheorie die Komplexität sozialer Prozesse aufgezeigt. Hier wird deutlich, welche Dimension Supervision im Bezug zur Rollentheorie einnimmt.

Darüber hinaus lässt sich die supervisorische Perspektive noch erweitern, indem der Fokus auf den institutionellen und organisationalen Kontext gerichtet wird.

Organisationale und institutionelle Systeme bilden den häufigsten Hintergrund sozialinterventiver Praxis und supervisorischer Praxis ohnehin und bestimmen damit zu einem großen Teil professionelles Handeln (vgl. Schreyögg 1991, 149). Deshalb muss die Rolle im supervisorischen Setting in erster Linie vor diesem Hintergrund betrachtet werden. Auch für den Analyse- und Interpretationsprozess ist die Theoriebildung zu Organisation, Management, Teamarbeit, Feld etc. unverzichtbar. Der Supervisor könnte sonst Gefahr laufen, Praxisphänomene in erster Linie vor dem Hintergrund interaktiver, psycho- und gruppendynamischer Prozesse zu betrachten und würde damit der Komplexität professionellen Handelns nicht gerecht werden.

Bei der Anwendung rollentheoretischer Ansätze und Rollenkonfliktmodelle zur Analyse professioneller Phänomene ist der Einbezug organisationstheoretischer Konzepte auch deshalb unabdingbar, weil sonst die Gefahr besteht, Rollenhandeln ausschließlich vor dem biografischen Hintergrund der Interaktionspartner zu deuten. Die Folge könnte sein, dass Rollenerwartungen, die sich aus der organisatorischen Aufgabenstellung und der jeweiligen Position ergeben, keine Berücksichtigung finden. Auch könnten destruktive, gegensätzliche und diffuse Rollenanforderungen, die vor dem organisationalen oder institutionellen Kontext mit seinen anonymen Machtdiskursen (Foucault) entstanden sind und in Interaktionssituationen auf die Rollenakteure einwirken, nicht aufgedeckt werden. Ein neues der Situation angemessenes und dem Identitätserleben der entsprechenden Person in ihrer Rolle und Position entsprechendes Rollenhandeln könnte nicht erarbeitet werden. Ebenso bleibt hier das entsprechende Ziel der Supervision: die rollenspezifische Förderung der beruflichen Weiterentwicklung, Professionalisierung und Performanz unerreicht.

Zunächst soll jedoch noch genauer auf Phänomene von Institutionen und Organisationen mit den darin eingebunden Rollen-, Status- und Positionsgefügen eingegangen werden.

Wirklichkeit/Realität wird als *pluriforme*, sich beständig z. T. *risikohaft pluralisierende* aufgefasst (Beck 1986, 1997, zit. n. Petzold 1998a, 105). Deshalb ist es geradezu ein Muss, komplexe Lebenswirklichkeit unter unterschiedlichen Interpretationsfolien mehrperspektivisch in den Blick zu nehmen (Jakob-Krieger, Petzold et al. 2004; Gebhardt, Petzold 2005). Dieser ist abhängig von Standort, der eingenommen, vom Status, der gerade bekleidet, von der Rolle, in der gerade gehandelt wird. Eine mehrperspektivisch, multitheoretisch orientierte Arbeit mit Menschen in Organisationen, Institutionen, Feldern wird unverzichtbar, sollen Zusammenhänge aus unterschiedlichen Positionen vor variierenden Hintergründen mit verschiedenen Bewertungsparametern gesehen und beurteilt werden.

Der mehrperspektivische Blick deckt nicht nur einen Vorrat unterschiedlicher theoretischer „Folien“ oder klinischer „Optiken“ ab (Jakob-Krieger et al. 2004), er ist auch eine spezifische Art des Sehens, des „komplexen Wahrnehmens“, ein „atmosphärisches Erfassen“ und „szenisches Verstehen“ in das vorgängige Situationserfahrungen wie auch erworbenes Theoriewissen einfließen.

Petzold (1998a, 110) bezeichnet dies als „Holographisches Lernen“ durch Partizipation an der „ganzen Szene“ oder „Szenensequenz“ im Sinne der komplexen Integrativen Lerntheorie (Sieper, Petzold 2002), welches sich beispielsweise durch den Einsatz von Rollenspielen

erreichen lässt. Hier können unterschiedliche Rollenanforderungen erfasst und verstanden und Deutungsschemata vermittelt werden, die auf strukturell ähnlichen Situationen anwendbar sind. Gerade in Prozessen zur Optimierung von Teamarbeit ist es notwendig, Rollen und Funktionen abzustimmen, dies gilt ebenso für die Optimierung im Umgang mit Informationen und - eng damit verbunden - die Handhabung von Verantwortung und Macht (vgl. Petzold 1998a, 275). Besonders die Phänomene der Macht, die sich offen, verdeckt und untergründig zeigen können, mittels Status, Rolle und Funktion vorgegeben sind und hier an dieser Stelle auch die Einflüsse anonymer Machtdiskurse dezentral und netzförmig verteilt wirksam werden, müssen in der Supervision und OE-Arbeit sorgfältig analysiert werden (vgl. ebd. 335). Hier wird deutlich, dass Supervision in diesem Zusammenhang nicht ohne moderne Rollentheorie auskommt.

Diese Rollenkonzepte stehen jedoch im Zusammenhang mit Institutionen. Ein großer Teil supervisorischer Arbeit findet in Institutionen statt. Petzold (1998a, 398) führt hier die kulturanthropologischen oder struktural-funktionalen Theorien der Soziologie (Durkheim 1902, 22; Parsons 1951, 39; Gehlen 1961, zit. ebenda) an, die seiner Meinung nach einen sehr weitfassten Institutionsbegriff erarbeitet haben, dessen Verständnis für die Definition des eigenen Tuns im institutionellen Rahmen für helfende Berufe von grundlegender Bedeutung ist.

„Institutionen nennen wir die jeweils kulturell geltende, einen Sinnzusammenhang bildende, durch Sitte und Recht öffentlich generierte Ordnungsgestalt, in der sich das Zusammenleben von Menschen darbietet“ (Wörterbuch der Soziologie, Bernsdorf 1972, 371f, zit. n. Petzold 1998, 398)

Gesellschaftliche Institutionen regeln das Geflecht der sozialen Beziehungen, Austausch, Transaktionen und Rollen- „relationaler Aspekt“ von Institutionen - , sie weisen Machtpositionen und soziale Gratifikation zu – „regulativer Aspekt“ von Institution - , und generieren sinngebende Momente durch symbolische Ausdrucksformen – „kultureller Aspekt“ von Institutionen. Diese Differenzierung (Parsons 1954, 239f, zit. n. ebd. 398) wird noch erweitert mit der Dimension der *Kontrollfunktion* von Institutionen. Über Institutionen wird soziale Kontrolle ausgeübt, und damit wird „Identität“ – über Status, Rollen und Funktionen- zugewiesen (Berger, Luckmann 1970, zit. n. ebd. 398).

Damit wiederum sind **Machtphänomene** gegeben, eine **Macht**, die von der Gesellschaft mittels Gesetzen, Verordnungen und Bestimmungen vorgegeben und verteilt wird, um soziale Bezüge zu regeln, gesellschaftliche Regeln und Normen durchzusetzen und gesellschaftliche Güter zu verteilen sowie Arbeit zu leisten, die für ein optimales Funktionieren des Gesellschafts-gefüges erforderlich ist. Petzold (ebd. 399) führt hier weiter aus, dass Institutionen damit für die Gesellschaft Entlastungsfunktion haben (Gehlen 1961) und Sicherheit und Vertrauen gewährleisten (Luhmann 1978; 1988; Grant 1977) und deshalb soziale Komplexität reduzieren können.

Für die supervisorische und sozialinterventive Praxis war es für Petzold (1998a, 399) sinnvoll, vor diesem Hintergrund den Institutionsbegriff enger zu fassen und wie folgt zu definieren:

*„Der Begriff **Institution** wird als zusammenfassende Beziehung für öffentliche und private Einrichtungen verwendet, die durch `gesellschaftlichen Beschluss`, d.h. durch Gesetze, Verordnungen, Erlasse installiert und unterhalten werden (z.B. Behörden, Verwaltungen, Hilfsagenturen, Kammern, Körperschaften öffentlichen Rechts), um gesellschaftliche Arbeit im Sinne einer Entlastung und zum Nutzen des Gesamtsystems zu leisten, dies unter gesellschaftlich verfügbaren Regelungen, die das Vorgehen und die Arbeitsweise der Institution, d.h. auch ihre organisationalen Aspekte normativ bestimmen“ .*

Im Unterschied zum Institutionsbegriff definiert Petzold (ebd. 399) Organisationen wie folgt:

*„**Organisationen** sind Systeme von Personen, Gruppen und Sozialgebilden, die arbeitsteilig in zeitüberdauernden Rahmenbedingungen und Kooperationsformen systematisch auf die Erreichung von Zielen hinarbeiten, die sich aus der System-Umfeld-Relation der Organisation ergeben, wobei das ultimative Ziel einer Organisation darin besteht, sich in ihrer Umwelt zu erhalten. Zu diesem Zweck werden für diese Dienstleistungen oder Güter hergestellt und unter Wahrung größtmöglicher Freiheitsgrade gegenüber den Determinierungen und Kontrollen der Gesellschaft gewinnoptimierend vertrieben. Die in all diesen Prozessen erforderlichen und ablaufenden Aktivitäten des 'Organisierens' konstituieren in ihrer Gesamtheit das Wesen der Organisationen“ (Petzold 1968a, 72).*

Das Ziel von **Organisationen** ist es, sich selbst zu erhalten. Im Gegensatz dazu werden **Institutionen** durch den „Konsens der Gesellschaft“ erhalten und definiert, zunächst unabhängig davon, ob sie effizient sind oder nicht. Natürlich haben Institutionen auch einen Organisationsaspekt, denn in ihnen laufen ebenso „Prozesse des Organisierens“ ab. Die institutionelle Basis ist jedoch so statisch und fest strukturiert, dass organisatorische Erfordernisse in der Regel den institutionellen Zielen und der Bestimmtheit der Arbeit nachgeordnet sind (vgl. Petzold 1998, 400). Weil Institutionen rechtlich verfasst sind und der jeweilige Status von Amtsinhabern gesetzlich geregelt ist, wären institutionelle Veränderungen oftmals mit Abänderungen der geltenden Gesetze, Verordnungen, Erlasse und Verwaltungsvorschriften verbunden. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass ein Wandel in Institutionen nur schwer zu bewirken ist. Management-Konzepte aus dem Profit-Bereich sind deshalb nicht „einfach“ übertragbar. Durch solche in Richtung „Privatisierung“ ausgerichtete Maßnahmen bewirken zum Teil eine „Deinstitutionalisierung“. Daraus entstehen größere Freiräume, die wiederum zu Kontrollmaßnahmen führen. Werden diese in der erforderlichen Gründlichkeit durchgeführt – es sei denke hier beispielsweise auf Qualitätsmanagementsysteme verwiesen – mündet dies in eine Reinstitutionalisierung bzw. Teilinstitutionalisierung. Die damit gebundene Zeit geht an anderer, vielleicht wichtiger Stelle verloren, beispielsweise in Pflegeheimen für die Betreuung der Heimbewohner.

Petzold (1998a, 402) zeigt exemplarisch im Rahmen der zu beobachtenden Umwandlung von Institutionen in marktwirtschaftlichen Dienstleistungsbetrieben das neue Modell der „Kundenorientierung“ in psychosozialen und klinischen Institutionen auf.

Das Kundenkonzept hat als Innovationsstrategie in der freien Wirtschaft sowohl für die Produktionsentwicklung als auch für den Verkauf einen massiven Trend gesetzt (Frese, Noetel 1992; Gründling 1995, zit. n. ebd.), der auch im Dienstleistungsbereich Niederschlag fand (Herrling, Mayländer 1994; Münchrath 1995, zit. n. ebd. 202).

Werden Konzepte der Kundenorientierung in den „Non-profit-Bereich“ übertragen, kann dies problematisch sein, denn hier fehlt die „Kundensouveränität“. Die „Kunden“ (z.B. Gerontopsychiatrischer Bereich, Pflegeheim) sind teilweise nicht geschäftsfähig und ggf. auch mittellos. Hier muss für unterschiedliche Branchen und Felder differenziert untersucht werden, denn die Konnotation des Kundenbegriffes sind so unterschiedlich und „kontextabhängig“, dass generalisierende Konzepte wenig greifen (vgl. ebd. 402f).

Die Konzepte der Kundenorientierung können zwei Richtungen nehmen – eine submissive und eine partnerschaftliche:

1. Hier geht es um die traditionelle Maxime „Der Kunde ist König“.
2. Die zweite Orientierung sieht den „Kunden als Partner“: Sie verringert – sozialpsychologisch betrachtet – die Distanz, die zwischen „king and servant“ besteht,

und schafft eine größere „Affiliation“ (Stroebe et al. 1992, 22ff, zit. n. ebd.403; Petzold, Müller 2005).

Bei Übertragung dieser Konzepte in den „Non-profit-Bereich“ lassen sich diese Konzepte nicht generell in alle Leistungsbereiche übertragen. „Kunden“ und „Verkäufer“ sind im Kontext des Marktes mit dem soziologischen Begriff des „**Status**“ gekennzeichnet, woran gesetzliche geregelte Rechte und Pflichten geknüpft sind. Ihre Interaktion ist als „**Rollenkonfiguration**“ zu begreifen. Das bedeutet, dass der Kunde seine „*Rolle*“ als Käufer übernimmt – im Sinne der modernen Rollentheorie (Wiswede 1977; Petzold, Mathias 1983, zit.n.ebd. 404) - die Gesamtheit der Verhaltenserwartungen erfüllt, die dem **Kundenstatus** zugewiesen werden, was in gleicher Weise auch für den Verkäufer gilt.

Petzold (1998, 404) betont hier, dass die reine **Attribution** der Rolle (etwa durch Leitbilder von Krankenhäusern und Altenheimen und von Supervisoren und OE-Leuten kenntnislos durchgeführte Schulungen zu „Kundenorientierung“, etwa für Pflegeheimmitarbeiter, die demente Heimbewohner betreuen!) aber nicht genügt, um eine Person zum „Kunden zu machen“. Denn *Rollenzuschreibungen*, Identitätsattributionen erfordern die *Rollenübernahme* bzw. -annahme, verlangen die Identifikationen mit der Identitätszuschreibung. Dies bezeichnet Petzold (ebd.) als ein zentrales Moment der „*Kundensouveränität*“. Denn eines der wichtigsten, subtilen Probleme in dieser Ideologie der Kundenorientierung liegt genau darin, ob der Kunde die Rolle bzw. Identitätszuschreibung sich selbst attribuiert und ob es zu einer optimalen oder zumindest hinlänglichen „Passung kommt, dass das „Kundenprofil“ mit dem Profis des Angebots und des Anbieters zu einem „good enough fit“ führt oder ob die Rollenzuweisung des Rollensenders und die Rollenerwartung des Rollenempfängers disparat oder konflikthaft wird (Wiswede 1977; Biddle, Thomas 1966, zit.n.ebd.404).

Vor diesem Hintergrund wird erkennbar, dass Kundenprofile und Fragen der Passung, Bilder über Kunden in den Köpfen der Dienstleister, Imagefragen usw. sorgfältig durch Marktforschung und Kundenbefragungen, systematische Kundenbeobachtung zu erfassen und zu interpretieren sind, damit die Implementierung solcher Konzepte sinnvoll sind und erfolgreich werden. Für den Gesundheitsbereich haben solche Konzepte der „strategischer Kundenorientierung“ sicherlich ihre Grenzen.

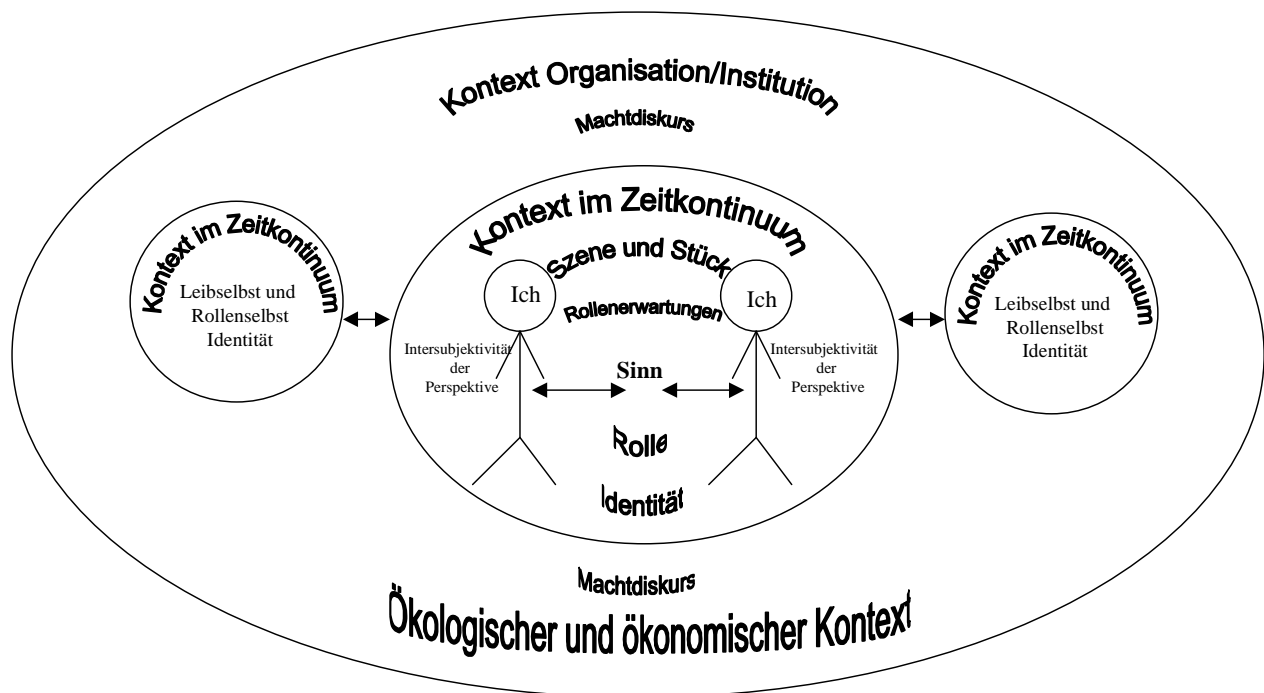
Hier ein Beispiel aus einem Pflegeheim: die Pflegekraft müsste bei ihrer Performanz in ihrem **Status** der Schwester die **Rolle** der „Verkäuferin“ einer Dienstleistung spielen und ihre Institution als „Laden“ sehen. Ein solcher Unfug schafft nur kognitive Dissonanzen und trägt nicht durch. Die Kundenmode ist inzwischen auch schon wieder im Abflauen. Der alte Mensch – im **Status** des Rentners Altenheimbewohner in dieser Institution und Leistungsberechtigt – müsste die Rolle eines „Käufers“ in einem „Laden“ oder „Hotelbetrieb“ einnehmen für eine Dienstleistung, auf die er einen Rechtsanspruch hat. Petzold betont hier, dass kognitive Dissonanzen, Unverständnis, Rollenkonflikte, Rollenzwang und Frustration oder Anpassung an die Vorgaben *strukturelle Gewalt* hier vorprogrammiert sind.

Auch mit dem von Petzold (1998a, 442) entwickelten „differenzielle Teamkonzept“ mit seinem Prinzip der „fundierte Kollegialität“ lässt sich die Bedeutung eines modernen Rollenkonzeptes für die Supervision aufzeigen. Die Zusammenarbeit von Teams stehen immer im Rahmen von Machtverhältnissen, wo es Entscheidungsträger, Verantwortliche, Weisungsbefugte und Weisungsgebundene gibt. Hier trifft das Prinzip der „fundierte Kollegialität“ auf die strukturelle Macht in Institutionen und Organisationen. Positionen, Rolle und Status bringen bestimmte Aufgaben der Führung mit sich, die manchmal mit den Kollegialitätsprinzipien differieren können, wie sie für Teams charakteristisch sind. Hier muss der Supervisor, die Supervisorin besonders sorgsam mit den Teams umgehen, dass dieser

strukturell bedingte „Konflikt“, der dann oft auf der persönlichen Ebene zwischen den Mitarbeitern ausagiert wird, in seiner Komplexität begriffen und handhabbar wird.

Mit dieser vorliegenden Arbeit sollte u.a. aufgezeigt werden, dass Supervision und Coaching nicht ohne klassische und moderne Rollentheorien und ihre Weiterführung in Identitätstheorien sowie flankierende Absicherung und Ergänzung durch Attributions- und Kontrolltheorien auskommt, da es in dieser Arbeit neben anderem auch immer um Statusgefüge, Positionen, Rollen, Rollenkonfigurationen, Rollenfunktionen und Rollenkonflikte geht. Es sollte deutlich gemacht werden, wie stark institutionelle und organisatorische Rahmenbedingungen und auch gesundheitspolitische Entscheidungen, selbst gesamtwirtschaftliche Entwicklungen und „Trends“ auf das berufliche Handeln von Menschen in diesen Kontexten Einfluss nehmen und professionelles Rollenhandeln mitbestimmen. Wie beispielhaft mit dem Kundenkonzept aufgezeigt wurde, kann es in manchen Fällen für Institutionen und Organisationen geradezu kontraproduktiv und für deren Mitglieder identitätsschädigend sein, sollten diese Rollenkonzepte zu wenig in den Blick genommen werden.

Der Fokus der Integrativen Supervision vor dem Hintergrund der Rollentheorie



7. Literatur in Auswahl:

- Bischof, L.J. (1983): Persönlichkeitstheorien, 2 Bde., Paderborn: Junfermann.
- Costa, P.T., McCrae, R.R. (1985): The NEO Personality Inventory Manual. Odessa: Psychological Assessment Resources.
- Costa, P.T., McCrae, R.R. (1989): NEO PI/FFI manual supplement. Odessa: Psychological Assessment Resources.
- Edlhaimb-Hrubec, M., Schuch, W. (2004): ETYMOLOGISCHE FRAGMENTE ZU WORT UND BEGRIFF SUPERVISION IM FOKUS DER INTEGRATIVEN SUPERVISION. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - Jg./2004.
- Flammer, A. (1990): Erfahrung der eigenen Wirksamkeit, Bern: Huber.
- Gebhardt, M., Petzold, H.G. (2005): Die Konzepte "Transversalität" und "Mehrperspektivität" und ihre Bedeutung für die Integrative Supervision und das Integrative Coaching. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - Jg./2005.
- Jakob-Krieger, C., Dreger, B., Schay, P., Petzold, H.G. (2004): Mehrperspektivität - ein Metakzept der Integrativen Supervision. Zur "Grammatik" - dem Regelwerk - der mehrperspektivischen, integrativen Hermeneutik für die Praxis. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 1/2004.
- Mead, G.H. (1993): Geist, Identität und Gesellschaft, Morris, C.W.(Hrsg.), Frankfurt: Suhrkamp 9.Aufl.
- Moscovici, S. (2001): Social Representations. Explorations in Social Psychology, New York University Press, New York.
- Norman, W.T. (1963): Toward an adequate taxonomy of personality attributes: Replicated factor structure in peer nomination personality ratings. *J. Abnormal and Social Psychology* 66, 574-583.
- Norman, W.T. (1969): To see ourselves as others see us. *Multivariate Behavioral Research* 4, 417-443.
- Orth, I., Petzold, H.G., (1995b): Gruppenprozessanalyse - ein heuristisches Modell für Integrative Arbeit in und mit Gruppen. *Integrative Therapie* 2, 197-212.
- Petzold, H.G.: Die zitierten und in diesem Literaturverzeichnis nicht aufgeführten Arbeiten von Petzold und MitarbeiterInnen finden sich unter: Petzold, H.G. (2003). Gesamtbibliographie. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 01/2003 (auch in 2003a).**
- Petzold, H.G. (1974a): Die Rollentheorie Morenos - Grundlagen und Materialien zur Praxis. Fritz Perls Institut, Düsseldorf 1974 mimeogr.; teilweise verwendet in: Petzold (1979a).
- Petzold, H.G. (1979k): Psychodrama-Therapie. "Beihefte zur Integrativen Therapie" 3, Junfermann, Paderborn, 2. Aufl. 1985.
- Petzold, H.G. (1982a): Dramatische Therapie. Neue Wege der Behandlung durch Psychodrama, Rollenspiel, therapeutisches Theater, Stuttgart: Hippokrates.
- Petzold, H.G. (1982o): Welttheater, in: Petzold (1982a) 22-37.
- Petzold, H.G. (1994j): Psychotherapie und Babyforschung, Bd. 2: Die Kraft liebevoller Blicke. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G. (1998a): Integrative Supervision, Meta-Consulting & Organisationsentwicklung, Paderborn: Junfermann
- Petzold, H.G. (2000b): Arbeitsgruppe „Supervision als Beruf?“ – „Berufsordnung“ an der EAG, Ebert, W., Lemke, J., Oeltze, J., Petzold H.G., Schneider, U., Sieper, J. u.a. (2000): „Berufsordnung“ und Professionalität als Strategie der Kontrolle oder als Leitlinie verantwortlichen Handelns – eine offene Stellungnahme. DGSv-aktuell, 1/2000.
- Petzold, H.G. „et al.“ (2001b): „Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“ – Polyloge collagierender Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei Traumabelastungen und Behinderungen. Düsseldorf/Hückeswagen. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für Psychosoziale Gesundheit - 04/2001 auch in: *Integrative Therapie* 4/2002, 332-416.

- Petzold, H.G.* (2001p/2004): „Transversale Identität und Identitätsarbeit“. Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie – Perspektiven „klinischer Sozialpsychologie“. Düsseldorf/Hückeswagen, bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: Materialien aus der Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit - 10/2001, Update 2004.
- Petzold, H.G.* (2003a): Integrative Therapie, Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie, Bd. II, Junfermann Paderborn, 1. Aufl. 1992a
- Petzold, H.G.* (2003b): Integrative Beratung, differentielle Konflikttheorie und „komplexe soziale Repräsentationen“. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie - Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift 01/2003
- Petzold, H.G.* (2003g): Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit, narrative Therapie, Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (2004h): Der „informierte Leib im Polylog“ - ein integratives Leibkonzept für die nonverbale/verbale Kommunikation in der Psychotherapie, in: *Hermer, M.*, Nonverbale Kommunikation in der Psychtherapie. Tübingen: dgvt
- Petzold, H.G.* (2005a): Mit alten Menschen arbeiten. Bd. 2: Psychotherapie – Lebenshilfe – Integrationsarbeit. Stuttgart: Pfeiffer bei Klett-Cotta.
- Petzold, H.G.* (2005h): Ein schlimmer Rückblick: Die „Würde des Patienten ist antastbar“ – „Patient Dignity“ als Leitkonzept angewandter Gerontologie, in: *Petzold* (2005a).
- Petzold, H.G., Beek, Y van, Hoek, A.-M. van der,*(1994a): Grundlagen und Grundmuster "intimer Kommunikation und Interaktion" - "Intuitive Parenting" und "Sensitive Caregiving" von der Säuglingszeit über die Lebensspanne. In: *Petzold* (1994j) 491-646.
- Petzold, G.H., Mathias, U.* (1982): Rollenentwicklung und Identität, Paderborn: Junfermann.
Der größte Teil der verwandten älteren Literatur wurde aus diesem Band übernommen und findet sich im dortigen Literaturverzeichnis.
- Petzold, H.G., Müller, M.* (2005): MODALITÄTEN DER RELATIONALITÄT. Affiliation, Reaktanz, Übertragung, Beziehung – in einer „klinischen Sozialpsychologie“ für die Integrative Supervision und Therapie. In: *Petzold, H. G.*, Integrative Supervision, 2. Aufl. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften (in Vorber.).
- Plessner, H.* (1985): Gesammelte Schriften X, Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie, Frankfurt: Suhrkamp
- Rosenmayr, L.* (1989): Supervision in der geriatrischen Pflege und Betreuung, *Rathaus-Korrespondenz* (Wien) 15, 17-21.
- Schank, R.C., Abelson R.P.* (1977): Scripts, plans, goals and understanding, , Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Scheiblich, W., Petzold, H.G.* (2005): Probleme und Erfolge stationärer Behandlung drogenabhängiger Menschen im Verbundsystem.Förderung von „REGULATIONSKOMPETENZ“ und „RESILIENZ“ durch „komplexes Lernen“- katamnestic dargestellt am Beispiel beruflicher/schulischer Rehabilitation. In: *Petzold, H.G., Schay, P., Scheiblich, W.*: Integrative Suchttherapie Bd. 2. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schreyögg, A.* (1991): Supervision, Ein integratives Modell. Paderborn: Junfermann
- Sieper, J., Petzold, H.G.* (2002): Der Begriff des „Komplexen Lernens“ und seine neurowissenschaftlichen und psychologischen Grundlagen – Dimensionen eines „behavioralen Paradigmas“ in der Integrativen Therapie. Lernen und Performanzorientierung, Behaviourdrama, Imaginationstechniken und Transfertraining. Düsseldorf/Hückeswagen. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit - 10/2002 und gekürzt in *Leitner, A.* (2003): Entwicklungsdynamiken der Psychotherapie. Wien: Kramer, Edition Donau-Universität. S. 183-251.
- Stroebe, W., Jonas, K.; Hewstone, M.* (2002) (Hrsg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung, Berlin: Springer.
- Wijnen, H. van, Petzold, H.G.* (2003):Moderne Identitätstheorien und ihre Bedeutung für die Supervision. Bei [www. FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm) - SUPERVISION: Theorie – Praxis – Forschung. Eine interdisziplinäre Internet-Zeitschrift - 10/2003.
- Wiswede G.* (1977): Rollentheorie. Stuttgart: Kohlhammer-Verlag.

Zusammenfassung: Rollentheorien, Rollenkonflikte, Identität, Attributionen - Integrative und differentielle Perspektiven zur Bedeutung sozialpsychologischer Konzepte für die Praxis der Supervision

Die vorliegende Arbeit stellt zentrale sozialpsychologische Theorien wie Rollentheorie, Rollenkonflikttheorie, Attributions- und Kontrolltheorie, Identitätstheorie in ihrer Bedeutung für die klinische und psychosoziale Supervision dar. Hintergrund ist der Ansatz der Integrativen Supervision. Diese Theoriestände sind für seriöses und fundiertes supervisorisches Handeln unverzichtbar, sie werden aber erstaunlicher Weise in der deutschsprachigen Supervisionsliteratur nicht rezipiert (ausgenommen in der integrativen Orientierung) und tauchen in der praxeologischen Supervisionsliteratur nicht auf, was wohl heißen muss: sie werden in der Supervisionspraxis nicht benutzt sind offenbar nicht bekannt. Wo sie okkasionell auftauchen, etwa beim Rollen- und Identitätsbegriff, geschieht das leider, ohne solide Referenz zu entsprechenden Theorien und Forschungen. Die sozialpsychologische Uninformiertheit bzw. Unbedarftheit eines breiten Feldes unter den SupervisorInnen, einer Gruppierung, die sich jedoch Expertise und Expertenschaft für soziale Fragestellungen attribuiert, bedarf dringend der intensiven Auseinandersetzung mit den hier vorgestellten Basistheorien der Sozialpsychologie - um einer soliden supervisorischen Praxis Willen.

Summary: Role Theories, Role Conflicts, Identity, Attributions – Integrative and Differential Perspectives Concerning the Relevance of Sociopsychological Concepts for Supervisory Practice

This paper presents on the background of Integrative Supervision central theories of social psychology as role theory, theory of role conflicts, identity, attribution and control theory, and their relevance for clinical and psychosocial supervision. This body of knowledge is indispensable to serious and well grounded supervisory practice, however amazingly these theories are not received in the German supervision literature (the integrative orientation exempted) and cannot be traced in supervisory practice reports, which means: they are not used and apparently seem not to be known. Where they occasionally do appear, e. g. the role and the identity concept, it can unfortunately be seen that there is no solid reference concerning the use of specific theories and research. The apparent lack of information or even the ignorance of a broad field among the supervisors, a group that is - on the other hand – attributing to itself expertise and expertness for social issues, requires urgently an intensive discourse with these basic theories of social psychology here briefly presented - for the sake of serious supervisory practice.

Keywords: Clinical/psychosocial supervision, role theory, role conflicts, attribution theory, integrative supervision